Columbus wird um Verzeihung gebetten.

Merckwürdige Reisen

in

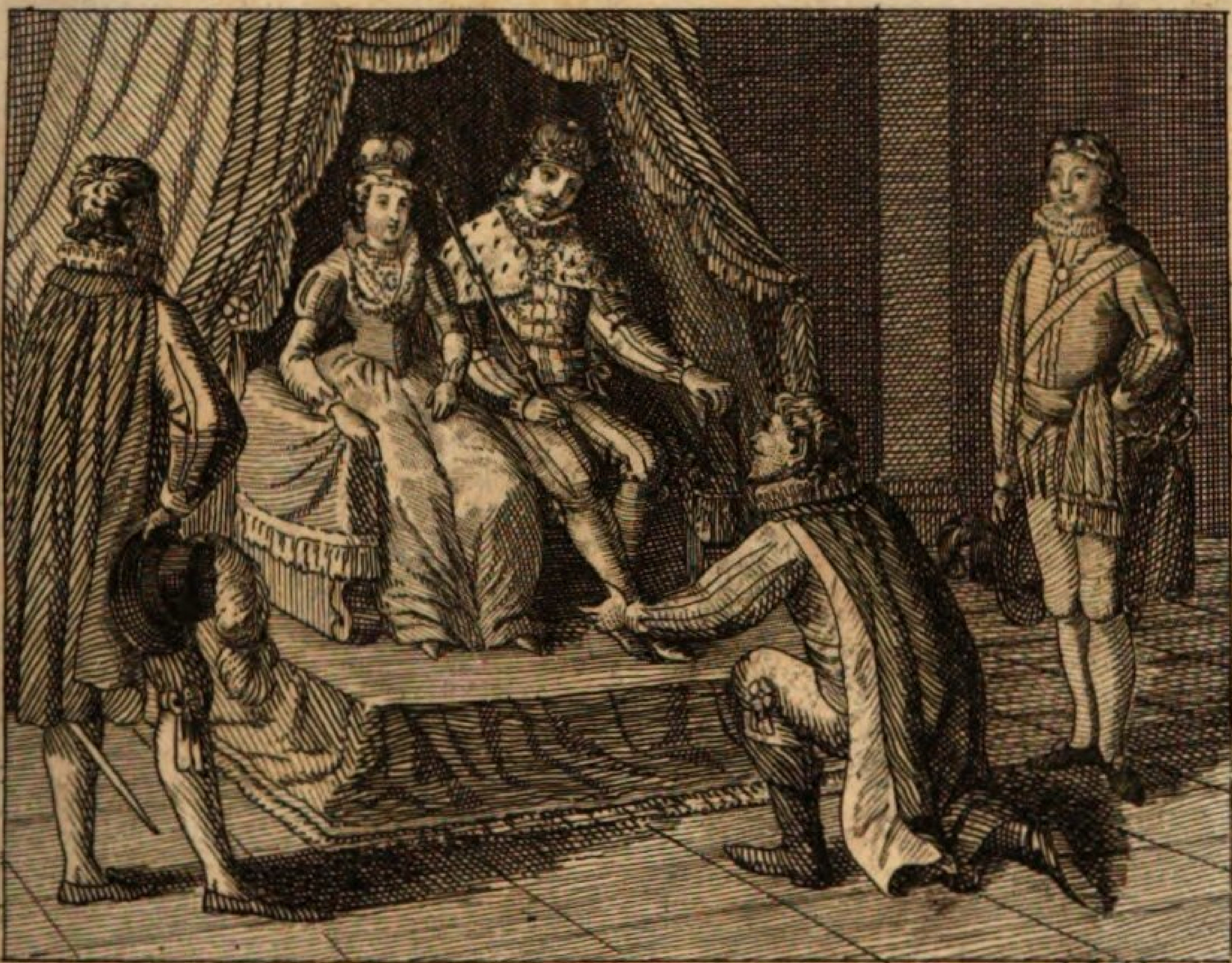
fremde Welttheile:

zunächst für die jüngere Jugend

herausgegeben

von

Jacob Glatz.



A. Gabler fec.

Columbus liegt gerührt den Konig und der Konigin von Spanien zu Füßen.

Zweiter Theil.

Fürth 1803.
im Bureau für Litteratur.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Merkwürdige Reisen

für die jüngere Jugend,

von

Jakob Glatz.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorerinnerung.

Von den Schriften, die ich bey diesem zweyten Theile merkwürdiger Reisen benutzt habe, führe ich vor allen andern Loskiels Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika (Barby, 1789) und die in Berlin in der Vossischen Buchhandlung (1791) erschienene Geschichte der Schiffbrüche an. Noch muß ich bitten, die Druck-

und orthographischen Fehler, die sich in den ersten Theil eingeschlichen haben, und vielleicht auch in den zweyten einschleichen, nicht mir, der ich vom Druckorte weit entfernt lebe, zur Last zu legen.

Der Herausgeber.

XXV.

Der Maurenkönig, Ali, ging nach Dscharra. M. Park erhielt, durch Vermittelung der Königinn Fatima, die Erlaubniß, ihn zu begleiten, und erhielt zu dem Ende sein Pferd mit Sattel und Zaum zurück. Am 26. May reiste er, begleitet von seinen beyden Bedienten, Johnson und Demba, ab. Am 28. May kam ein Sclave von Ali zu ihm und faßte den Demba, den M. Park sehr gern hatte, beym Arm und sagte zu ihm: „Von nun an wird Ali dein Herr seyn!" und zu M. Park sprach er: „Demba und alles, was du hast, ausgenommen dein Pferd, geht zurück in Alis Lager; aber den alten Narren — er meynte den Dollmetscher Johnson — kannst du mit nach Dscharra nehmen." M. Park war bey dem Gedanken, den armen Jungen, Demba, zu verlieren, sehr bestürzt, er eilte

zu Ali und machte ihm ernsthafte Vorstellungen. Ali antwortete gar nicht, sondern sagte ihm durch seinen Dollmetscher mit einem boßhaften Lächeln, wenn er sich nicht sogleich zu Pferde setzte, so würde er ihn eben so zurückschicken.

Der arme Demba war nicht ruhiger als sein bisheriger Herr, denn er war ihm wahrhaft und innig zugethan. Doch es war umsonst, ihn aus den Händen so gefühlloser Menschen zu befreyen. M. Park drückte beym Abschiede von ihm dem unglücklichen Knaben die Hand, weinte mit ihm, versicherte ihm, daß er sein Möglichstes thun würde, ihn wieder zu befreyen, und mußte nun sehen, wie drey von Alis Sclaven ihn abführten.

Den ersten Juny erreichte M. Park in Gesellschaft von zweyhundert Mann, die alle zu Pferde waren, die Stadt Jscharra, wo er in dem Hause seines alten Bekannten abstieg und ihm alles erzählte, was ihm bis jetzt begegnet war. Durch dessen Vermittelung suchte er vorzüglich die Befreyung des armen Demba zu bewirken, und Ali ließ sich endlich so weit bringen, daß er den Knaben diesem Bekannten von M. Park für den gewöhnlichen Preis eines Sclaven abtreten wollte, was aber nicht geschah.

Am 8. und 9. Juny verließen Ali und die übrigen Mauren Dscharra; M. Park erhielt die Erlaubniß, in dieser Stadt bleiben zu dürfen, bis Ali wieder käme. Er dachte nun an seine Flucht. Johnson weigerte sich, ihn weiter zu begleiten, auch hörte er, daß in vielen benachbarten Ländern Kriege ausgebrochen waren, und daher das Reisen sehr gefährlich sey. Er befand sich in einer bedenklichen Lage. Nach England zurückzukehren, ohne den Zweck seiner Sendung erreicht zu haben, dazu hatte er nicht die mindeste Lust. Er faßte daher den Entschluß, zu fliehen, und geraden Weges nach dem Reiche Bambarra zu gehen.

Am 24. Juny Abends ward er durch einige Flintenschüsse, die nahe bey der Stadt fielen, sehr erschreckt. Es waren Freudenschüsse der Armee von Dscharra, welche nach dieser Stadt zurückkehrte. Am 26. Nachmittags erscholl die Schreckensnachricht, daß ein benachbarter feindlich gesinnter König im Anmarsche gegen Dscharra sey; es gerieth alles in unruhige Bewegung, und beynahe die Hälfte der Einwohner wanderte aus der Stadt, um nach Bambarra zu ziehen, und dort Sicherheit zu suchen. Ihr Auszug gewährte einen rührenden Anblick; Weiber und Kinder weinten, die

Männer waren muthlos und trübsinnig, und alle sahen mit bangem, traurigem Gemüthe auf ihre Geburtsstadt und auf die Brunnen und Felsen zurück, von welchen sie sich nie entfernt hatten; jetzt mußten sie ihre geliebte Heimath verlassen, und bey Fremden Schutz suchen.

M. Park verließ auch die Stadt und zog mit ihnen nach Bambarra.

XXVI.

Noch schwebt M. Park in grosser Gefahr, seine Freyheit von neuem zu verlieren. Den ersten July Nachmittags, da er auf der Waide sein Pferd hütete, kamen 5 Mauren an diesem Orte an, unter welchen sich auch ein Sclave von Ali befand. Sie kehrten in der Hütte eines vornehmen Mannes ein. Johnson schickte zwey Knaben aus, um sie zu behorchen. Sie brachten die unangenehme Nachricht, daß diese Mauren gekommen waren, um den M. Park nach dem Lager des Ali zurückzuführen. Dieß war für den armen M. Park ein Donnerschlag, denn nichts befürchtete er so sehr, als wieder von den Mauren festgehalten zu werden, von deren Rohheit und Grausamkeit er nichts als den Tod zu erwarten hatte. Er beschloß daher, gleich zu fliehen. John-

son wollte nicht mit. Daher nahm er sich vor, allein zu gehen. Um Mitternacht machte er sein Bündel Kleidungsstücke zurechte. Es bestand aus zwey Hemden, zwey Ueberhosen, zwey Taschentüchern, einer Weste, einem Brusttuche, einem Hute und einem Paar Halbstiefeln. Dieß und sein Mantel war sein ganzer Kleiderschatz. Er hatte nicht eine einzige Koralle, noch sonst etwas von Werth, um dafür Lebensmittel für sich oder Getreide für sein Pferd zu kaufen.

Gegen Tagesanbruch kam Johnson, welcher die ganze Nacht hindurch die Mauren beobachtet hatte, und flüsterte ihm zu, daß sie alle schliefen. Nun war der wichtige, grosse Augenblick da, welcher entscheiden mußte, ob M. Park das Glück der Freyheit wieder schmecken, oder sein Leben in der Gefangenschaft verschmachten sollte. Ein kalter Schweiß stand ihm vor der Stirne, als er dieß überlegte. Er nahm seinen Bündel, schritt leise über die Neger, die unter freyem Himmel schliefen, hinweg, bestieg sein Pferd, sagte Johnson Lebewohl! und bat ihn, die Papiere, die er ihm anvertraut hatte, wohl in Acht zu nehmen, und seinen Freunden am Gambia zu sagen, daß er ihn in gutem Wohlseyn auf dem Wege nach Bambarra verlassen habe.

XXVII.

Jeden Schritt, den M. Park that, that er mit der größten Behutsamkeit, jeden Busch untersuchte er, und alle Augenblicke horchte er auf, und sah sich um, ob nicht Maurische Reiter ihn verfolgten. Wie sehr erschrack er, als er, etwa eine Meile von der Stadt, sich in der Nähe einer Maurischen Hürde sah. Die Hirten folgten ihm wohl eine Meile, zischten hinter ihm drein und warfen Steine nach ihm, bis er ihnen endlich aus dem Gesichte kam. Nun glaubte er, glücklich entkommen zu seyn, und freute sich darüber nicht wenig. Aber, zu seinem grossen Schrecken, hörte er bald jemand hinter sich her rufen; er sah sich um, und erblickte drey Mauren zu Pferde, die ihm in der größten Eile nachkamen, pfiffen und mit ihren doppelläufigen Flinten drohten. M. Park sah wohl, daß er ihnen nicht entkommen könne, er wendete also sein Pferd um, und ritt ihnen entgegen. Als er zu ihnen kam, faßte auf jeder Seite einer den Zügel, der Dritte hielt ihm sein Gewehr vor, und sagte, er müsse zurück zu dem Ali. Nun schien es um den unglücklichen Engländer geschehen zu seyn! Er ritt mit den Mauren zurück. Auf einmal änderte sich seine Lage. Als sie durch ein dickes Gebüsch

kamen, befahl ihm einer von den Mauren seinen Bündel aufzumachen, und ihnen zu zeigen, was darin wäre. Sie durchsuchten alles, aber nichts schien ihnen der Mühe werth, es zu nehmen, als sein Mantel; den sahen sie für eine gute Beute an, und einer von ihnen riß ihm denselben ab und warf ihn sich selbst um. Dieser Mantel war dem M. Park von grossem Nutzen gewesen; er schützte ihn bey Tage vor dem Regen, und bey Nacht vor den Muskito's, deren Stiche empfindlich und gefährlich sind. M. Park bat daher den Mauren ernstlich, ihm den Mantel wieder zu geben, aber vergebens. Die drey Räuber ritten nun schnell weiter, und befahlen ihm, ihnen nicht zu folgen. Er sah nun, daß sie nicht von Ali abgeschickt, sondern bloß gekommen waren, ihn zu plündern. M. Park wendete sich um, verfolgte seinen vorigen Weg, und wünschte sich Glück, diesen Barbaren lebendig entkommen zu seyn.

XXVIII.

„Es ist unmöglich zu beschreiben, erzählt M. Park, wie froh ich war, als ich mich umsah, und mich außer Gefahr erblickte. Meine Empfindung war die eines gewesenen Kranken; ich athmete freyer; ich fühlte

mich ungewöhnlich leicht; die Wüste selbst schien mir reizend, und ich fürchtete nichts so sehr, als einem Trupp daherstreifender Mauren zu begegnen, der mich in das Land der Räuber und Mörder, aus welchem ich eben glücklich entronnen bin, zurückschleppen möchte."

Indeß wurde M. Park bald inne, daß seine Lage sehr kläglich war. Er hatte keine Mittel, sich Nahrung zu verschaffen, und keine Aussicht, Wasser zu finden, denn er befand sich in einer dürren, wüsten Wildniß. Abgemattet hatte er kurz vor Sonnenuntergang den Rücken eines ziemlich ansehnlichen Berges erreicht. Er kletterte auf einen hohen Baum, und warf von den Aesten einen traurigen Blick über die einförmige, melancholische Einöde. Nirgends entdeckte er Spuren eines menschlichen Wohnplatzes. Auf allen Seiten sah er nichts als Gesträuch und Sand.

Mungo Park stieg vom Baume nieder und fand sein Pferd mit grosser Begierde an dem Gesträuche nagen. Es war viel zu schwach, um ihn zu tragen. Er befreyte es von seinem Zügel und überließ dasselbe sich selbst. Indem er dieß that, fühlte er sich plötzlich krank und schwindlich. Er fiel auf den Sand hin und glaubte nichts anders, als daß seine Todesstunde sich nahe. Ein trau-

riges Gefühl bemächtigte sich seiner Seele. Hier also, dachte er, endigen sich alle meine Hoffnungen, meinen Nebenmenschen nützlich zu werden, hier soll es mit der Spanne meines Lebens vorbey seyn! — Aber endlich erwachten die Lebensgeister von Neuem. Er raffte nun allen Muth zusammen, und beschloß, noch einmal alles mögliche zu versuchen, um sein Leben zu erhalten. Da der Abend etwas kühl war, setzte er sich vor, so weit zu gehen, als seine Beine ihn tragen würden, in der Hoffnung, einen Tränkplatz zu erreichen; denn das war das Einzige, was ihn retten konnte. Er legte demnach den Zügel auf sein Pferd, trieb es vor sich hin, und schlich langsam fort, wohl eine Stunde lang, als er von Nordosten her einige Blitze wahrnahm. Dieß war ein erfreulicher Anblick, denn es war ein Vorbothe von Regen.

Es wurde finstrer und finstrer, das Gewitter nahm sehr schnell zu, und in weniger als einer Stunde hörte er den Wind in den Büschen sausen. Schon hatte M. Park seinen Mund geöfnet, um die erfrischenden Tropfen aufzufangen, die er erwartete, als er plötzlich von einer Sandwolke bedeckt ward, die der Wind mit solcher Gewalt fortwälzte, daß es ihm eine höchst unangenehme Empfindung an Gesicht und Händen

verursachte. Er war genöthigt, sein Pferd zu besteigen, und unter einen Busch zu kriechen, um nicht erstickt zu werden. Dieser heftige Sandregen dauerte wohl eine Stunde lang; jetzt machte er sich wieder auf den Weg, und wanderte, mit grosser Beschwerde, bis zehn Uhr fort. Um diese Zeit wurde er sehr angenehm durch mehrere lebhafte Blitze überrascht, denen einige wenige schwere Regentropfen folgten. Nun hörte es auf, Sand zu wehen; er stieg ab und breitete alles aus, was er von reinen Kleidungsstücken hatte, um den erwarteten Regen zu sammeln. Er kam wirklich und es regnete länger als eine Stunde. M. Park rang und sog die durchnäßte Wäsche aus und löschte so seinen peinigenden Durst. In der größten Finsterniß reiste er tappend weiter. Gegen zwey Uhr nach Mitternacht stutzte sein Pferd über etwas; er sah sich um, und erblickte, nicht ohne Verwunderung, zwischen den Bäumen ein Licht. Er war der Meinung, daß in der Nähe eine Stadt seyn müßte, und tappte in dem Sande umher, um etwa Kornhalmen, Baumwollstauden oder andere Zeichen von angebautem Lande zu finden; er fand aber nichts dergleichen. Als er näher kam, sah er eine Mege anderer Lichter an verschiedenen Stellen. Nun kam er auf den Argwohn,

daß er wahrscheinlich unter einen Trupp Mauren gerathen wäre. Indeß war er entschlossen, zu sehen, wer sie wären. Er leitete also sein Pferd nach dem Lichte hin. Bald hörte er ein starkes Brüllen von Vieh und die lauten Stimmen der Hirten. Es war daher jener beleuchtete Platz nichts anders, als ein Tränkplatz, und höchst wahrscheinlich gehörte er den Mauren. Diese waren unserm M. Park verhaßt, und er beschloß lieber wieder in den Wald einzubeugen, als sich unter solchen Barbaren der Todesgefahr auszusetzen. Doch er kam, da er, getrieben von Durst, einen Brunnen aufsuchte, einem Zelte so nahe, daß er von einer Frau bemerkt wurde, die sogleich ein Geschrey erhob. Zwey Leute kamen aus einem der nächsten Zelte zu ihrem Beystande herbeygerannt; M. Park eilte schnell wieder in den Wald und suchte sich ihren Augen zu entziehen.

Er war ohngefähr eine Meile weiter gegangen, als er etwas abwärts vom Wege ein lautes und verwirrtes Geräusch hörte. Er konnte bald unterscheiden, daß es das Quaken von Fröschen war. Dieß war eine himmlische Musik für seine Ohren. Warum? wird jeder leicht errathen können. M. Park folgte diesem Gequake, und bey Anbruch des Tages kam er an einige sum-

psige Pfützen, die so voll Frösche waren, daß man vor ihnen kaum das Wasser sehen konnte. Ihr Lärm machte sein Pferd scheu, und er mußte ihnen, so lange es trank, Ruhe gebiethen, indem er mit einem Zweige ins Wasser schlug. Nachdem er hier seinen Durst gelöscht hatte, erstieg er einen Baum, und da der Morgen still war, erblickte er bald den Rauch von dem Tränkplatze, an dem er diese Nacht vorbeygekommen war; auch entdeckte er noch eine andere Rauchsäule in einer andern Gegend, mehrere Meilen weit. Dorthinwärts nahm er seinen Weg und erreichte vor 11 Uhr angebautes Land. Er fand eine Menge Neger, welche Korn pflanzten.

Von hier begab er sich in ein nahes Dorf, um dort seinem Pferde und sich Ruhe zu verschaffen. Er ritt auf das Haus eines vornehmen Einwohners zu, dieß wurde ihm aber verschlossen, und seine Bitte, um eine Handvoll Korn für sein Pferd blieb unerfüllt. Er ritt von diesem unfreundlichen Hause weg, zum Dorfe hinaus. Hier lagen einzelne schlechte Hütten, in welchen er sich eine menschenfreundlichere Aufnahme versprach. Er irrte sich nicht. Vor der Thüre von einer dieser Hütten saß ein altes Mütterchen und spann Baumwolle; er gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß er

hung=

hungrig sey, und fragte, ob sie nichts von Lebensmitteln in ihrer Hütte habe. Sie legte sogleich ihren Spinnrocken bey Seite, und bath ihn auf arabisch, hineinzutreten. Er ließ sich auf der Diele nieder, und das gute alte Mütterchen setzte ihm nun eine Schüssel Kuskus vor, die am vorigen Abend übrig geblieben war. Aus Erkenntlichkeit für diese Güte, gab er ihr eines von seinen Taschenbüchern, und bath zugleich um etwas Korn für sein Pferd, welches sie sehr bereitwillig herbeybrachte. M. Park ward durch diese unerwartete Hülfe sehr erfreut und gerührt. Er reiste bald weiter, weil er von den Mauren nichts Gutes erwartete.

XXIX.

Endlich hatte Mungo Park die Freude, am 20. July den Gegenstand seiner Sendung, den majestätischen Fluß **Niger**, von dem der **Gambio** ein Arm ist, zu sehen. Wie sein Herz bey diesem Anblicke pochte! wie es mit Dank erfüllt war gegen den, der ihm bis hieher geholfen! Er eilte entzückt an das Gestade des Flusses, trank von dem Wasser desselben, und betete mit erkenntlichem Herzen gen Himmel.

M. Park befand sich nun in dem Reiche **Bambarra**, nahe bey **Sego**, der Haupt-

stadt desselben. Diese Stadt besteht eigentlich aus vier verschiedenen Städten; alle sind mit hohen Erdmauern umgeben; die Häuser sind von Lehm gebaut, viereckig gestaltet, mit flachen Dächern; einige sind zwey Stockwerk hoch. Die Anzahl der Einwohner dürfte sich auf 30,000 belaufen. Der König residirt beständig in einer der 4 Städte, welche Sego-Sih-Korro heißt. Er hatte, noch ehe M. Park über den Niger fuhr, welcher an der Stadt vorbeyfließt, vernommen, daß ein Weißer jenseits des Flusses sey und ihn sehen wolle. Der König schickte sogleich einen von seinen Haupleuten hinüber, und ließ dem M. Park sagen, daß er ihn unmöglich vor sich lassen könne, bis er nicht wisse, was ihn eigentlich in sein Land geführt habe, und er sollte sich daher nicht unterstehen, ohne seine Erlaubniß auf die andere Seite zu kommen, sondern in einem etwas entfernten Dorfe übernachten; den andern Morgen würde er das Weitere erfahren. Dieß war für ihn sehr niederschlagend, es war aber nichts zu thun, als auf das angewiesene Dorf loszuwandern. Er kam hier an, aber zu seiner großen Kränkung wollte ihn niemand in demselben aufnehmen. Man betrachtete ihn mit Erstaunen und Furcht, und er mußte den ganzen Tag, ohne etwas zu essen, unter dem

Schatten eines Baumes zubringen. Die Nacht drohte unangenehm zu werden; es erhob sich ein Wind, der einen heftigen Regen erwarten ließ, und da die wilden Thiere in der Nähe so zahlreich sind, so wäre er gewiß genöthigt gewesen, wie Robinson auf einen Baum zu klettern, und sich in die Aeste zu lagern. Gegen Sonnenuntergang kam eine Frau von der Arbeit aus dem Felde; sie machte Halt, um ihn zu betrachten, und ließ sich vom ihm seine Lage schildern. Mit vielem Ausdrucke von Mitleiden nahm sie seinen Sattel und Zaum, und sagte, er sollte ihr folgen. Sie führte ihn in ihre Hütte, zündete ihre Lampe an, breitete eine Matte auf die Diele aus, und sagte ihm, daß er die Nacht da bleiben könne. Als sie bemerkte, daß er sehr hungrig sey, brachte sie sogleich einen Fisch herbey, der auf heißer Asche, freylich nur halb geröstet und ihm zur Abendmahlzeit gereicht ward. Nachdem er gegessen hatte, zeigte diese gute Frau auf die Matte, und sagte dem M. Park, er könne sich ohne Besorgniß schlafen legen, und nun rief sie ihren weiblichen Hausgenossen, die bisher um den weißen Fremdling wie versteinert da gestanden hatten, daß sie ihre Baumwollenspinnerey wieder vornehmen möchten, welches denn auch geschah. Sie blieben damit einen großen

Theil der Nacht beschäftigt. Ihre Arbeit erleichterten sie durch Gesänge, von denen einer den Mungo Park galt. Eine von den jungen Frauen sang zuerst allein, dann fielen die übrigen als Chor ein. Die Melodie war sanft und klagend, und die Worte lauteten buchstäblich so: Die Winde sausten, der Regen fiel — der arme Weiße, matt und verdrossen, kam und setzte sich unter unsern Baum. Er hat keine Mutter mehr, die ihm Milch bringt, keine Frau, die ihm Korn stampft! Chor: Beklaget den Weißen, keine Mutter hat er, die ihm Milch bringt, keine Frau, die ihm Korn stampft. —

M. Park wurde durch diesen Gesang sehr gerührt. Er war über die Gastfreundschaft seiner Wirthinn so erfreut, daß er nicht einschlafen konnte. Am Morgen schenkte er ihr zwey von den vier metallenen Knöpfen, die noch an seiner Weste saßen; dieß war die einzige Erkenntlichkeit, die er ihr in seiner Lage bezeigen konnte. Den 21. Juli kam keine Nachricht von König, aber am 22sten traf ein Abgeordneter des Fürsten ein. Er fragte den M. Park vorzüglich, ob er gar keine Geschenke mitgebracht habe, und es schien ihm nicht lieb zu seyn, da er hörte, daß M. Park von den Mauren ausgeplündert worden sey. Dieser erboth sich, mit ihm zu gehen; allein der Abgeordnete

sagte, er sollte warten, Nachmittags würde der König nach ihm schicken.

Am 23sten Juli Nachmittags kam ein anderer Bothe von dem Könige, der einen Sack trug. Er sagte, es sey des Königs Wille, daß er sich sogleich aus der Nachbarschaft von der Stadt Sego entfernen sollte; indeß wünsche der König, ihm, als einem Weißen, in seinem Unglücke einige Erleichterung zu verschaffen, er sende ihm daher fünf tausend Kauries, eine Art kleiner Muscheln, die in vielen Gegenden von Afrika die Stelle unserer Geldmünzen vertreten.

Der König ließ ihm zugleich sagen, daß der Bothe, der ihm das Geschenk brachte, ihn begleiten solle, wenn er noch weiter zu reisen gedenke. Anfangs kam unserm M. Park das Benehmen dieses Fürsten gegen ihn sonderbar vor, aber späterhin erfuhr er, daß der König sehr edelmüthig an ihm gehandelt habe; er wollte ihn nehmlich deßhalb nicht nach Sego lassen, weil er befürchtete, daß die Maurischen Einwohner sich vielleicht manchen kränkenden Unfug gegen ihn erlauben möchten.

XXX.

Mungo Park war also gezwungen, Sego zu verlassen. Er nahm sich vor, noch wei-

ter bis nach der Stadt Dschenneh zu reisen. Der Bothe, der ihn begleitete, war sehr freundlich und gesprächig und rühmte besonders das gute Betragen seiner Landsleute gegen Fremde. Er widerrieth dem M. Park nach Dschenneh zu reisen, denn diese Stadt, sagte er, gehöre zwar, dem Namen nach, noch zum Königreiche Bambarra, werde aber von lauter Mauren bewohnt, von denen er sich nichts Gutes versprechen dürfe. Dieß war für ihn keine erfreuliche Nachricht. Er sah sich in Gefahr, zum zweytenmale in die Hände dieser barbarischen Menschen zu fallen, die es nicht nur für erlaubt, sondern auch für verdienstlich hielten, ihn umzubringen. Indeß er wollte von seinem Vorhaben, weiter zu reisen, nicht abstehen. Am 24 Juli acht Uhr Morgens kam er in eine Stadt, Kabbe genannt, welche mitten in einer sehr angebauten Gegend liegt, und wo er sich in England zu seyn glaubte, so schön war alles. Er fand hier überall die Leute beschäftigt, die Früchte eines Baumes einzusammeln, der Schochbaum oder Butterbaum heißt. Dieser merkwürdige Baum wächst in diesen Gegenden sehr häufig und sieht einer Amerikanischen Eiche sehr ähnlich; die Frucht hat einiger Massen das Ansehen einer Olive. Der Kern dieser Frucht sitzt unter einer dün-

nen grünen Schale eingehüllt in weißes Mark; die Frucht wird vorerst an der Sonne getrocknet und der Kern dann in Wasser gekocht. Man bekommt dann eine sehr schöne Butter, die M. Park weißer, fester und schmackhafter gefunden hat als die beste Butter aus Kuhmilch, auch soll sie sich ein ganzes Jahr lang ohne Salz halten lassen.

Abends gegen 5 Uhr erreichte er eine ansehnliche Stadt, Sansanding, welche acht bis zehntausend Einwohner enthalten soll. Sie wird sehr stark von Mauren besucht, und M. Park hatte auch hier von ihnen viel auszustehen. Am 28sten Juli kam er durch große Wälder. Sein Führer hielt oft still und sah nnter die Büsche, weil, wie er sagte, die Löwen hier sehr häufig wären, und nicht selten diejenigen angriefen, welche durch die Wälder reisten. Indem er dieß sagte, stutzte M. Parks Pferd, und da er sich umsah, sah er in einer kleinen Entfernung ein großes Thier, aus dem Geschlechte der Giraffen. Hals und Vorderbeine waren sehr lang; am Kopfe hatte es zwey kurze schwarze Hörner, die rückwärts gebogen waren; der Schwanz reichte bis an die Kniee, und endigte in ein Büschel Haare; die Farbe war mausefalb. Das Thier trabte schläfrig fort, und wandte

nur bisweilen den Kopf von der Seite, um zu sehen, ob ihm die Reisenden nachsetzten. Kurz darauf wendete M. Parks Führer, der etwas voran ritt, auf einmal sein Pferd um, und rief ihm etwas in seiner Sprache zu, was dieser nicht verstand. Er fragte ihn auf Mandigoisch, was es gebe? "Wara billi billi!" einen sehr großen Löwen! sagte er, und winkte ihm, davon zu jagen. Sein Pferd war aber zu ermüdet, und so ritten sie langsam um den Busch herum, in welchem das Thier stecken sollte. M. Park sah nichts und glaubte schon, sein Führer habe sich geirrt, als dieser seine Hand in den Mund nahm und ausrief: Subach an Allahi! "Gott steh uns bey!" und nun sah M. Park zu seinem großen Schrecken einen gewaltigen rothen Löwen ohnweit des Busches, den Kopf zwischen die Vordertatzen gelegt. M. Park erwartete, daß er den Augenblick auf ihn losspringen würde. Der Löwe war aber vermuthlich nicht hungrig; denn er ließ sie ruhig vorbeyziehen, unerachtet er sie sehr bequem hätte erreichen können. M. Parks Augen waren so fest auf diesen Monarchen der Thiere gerichtet, daß er sie noch immer nicht wegwenden konnte, auch als er schon weit entfernt war. Sehr viel hatte er von den unermeßlichen Schwärmen Muskito's zu leiden. Seine Kleider fielen bereits aus

einander, und er war daher gegen ihre Angriffe schlecht beschützt; besonders quälten sie ihn des Nachts; gewöhnlich war er nicht im Stande zu schlafen, sondern mußte die ganze Nacht auf und abgehen, und mit seinem Hute herumschlagen, um die Unholde dadurch von sich abzuhalten. Von ihren Stichen bekam er unzählige Blasen an Armen und Beinen, und diese und der Mangel an Schlaf machten, daß ihm sehr übel und fieberhaft zu Muthe ward.

XXXI.

Am 29sten Juli war M. Parks Gaul nicht mehr im Stande, ihn zu tragen; einmal fiel er sogar um und M. Park und sein Führer waren nicht stark genug, ihm wieder auf die Beine zu helfen. Jener nahm ihm Sattel und Zaum ab und legte ihm einen Haufen Gras hin. Er sah das Thier, wie es keuchend auf der Erde lag, mit Mitleid und Rührung an, und konnte die traurige Besorgniß nicht unterdrücken, daß er selbst in kurzem eben so da liegen, und vor Mattigkeit und Hunger umkommen würde. Mit diesem unangenehmen Vorgefühle verließ er sein armes Thier und folgte mit schwerem Herzen und ungern seinem Führer zu Fuß. Bey einem Orte bestieg er einen

Kahn, worin sich ein Fischer, seine Frau und ein Knabe befanden und wollte zu Wasser bis nach Muhrzan, einem Fischerorte, fahren. Den Neger, der ihn bis dahin begleitet hatte, bath er, auf seinem Rückwege nach seinem Pferde zu sehen und sich desselben anzunehmen, wenn es noch lebte, was er auch versprach.

Als sie etwa eine Meile den Fluß hinunter gefahren waren, ruderte der Fischer mit dem Kahne ans Ufer und hieß den M. Park aussteigen. Er band den Kahn an einem Pfahl, warf seine Kleider ab, und tauchte so lange unter, daß M. Park wirklich glaubte, er sey ertrunken. Er wunderte sich, da er seine Frau so gleichgültig sah. Endlich aber kam der Fischer hinter dem Kahne wieder zum Vorschein. Er rief nach einem Strick; mit diesem tauchte er zum zweitenmale unter, kam dann in den Kahn und befahl dem Knaben, ihm ziehen zu helfen. Sie brachten einen großen Korb herauf, worin zwey schöne Fische waren, die der Fischer, nachdem der Korb wieder ins Wasser gelassen worden, sogleich ans Land trug und im Grase versteckte. Er verließ nun die übrigen, um seinen Fang auf den nächsten Markt zu tragen; die Frau und der Knabe fuhren mit M. Park weiter den Fluß hinunter, bis sie um vier Uhr Nachmittags

Muhrzan erreichten. Von hier kam er in eine große Stadt, Silla, wo er, bis es völlig finster ward, unter einem Baume blieb, umgeben von vielen hundert Menschen. Nur auf vieles Bitten konnte er, um sich vor dem Regen zu bergen, ein Obdach bekommen. Es war aber hier so feucht, daß er in der Nacht einen Anfall von Fieber bekam. Nun fieng er an, ernstlich über seine Lage nachzudenken. Durch Krankheit ward er ermattet, durch Hunger und Mühseligkeiten erschöpft an Kraft, halbnackend und ohne irgend etwas von Werth, wodurch er sich hätte Speise, Nahrung und Kleider verschaffen können. Auch sah er mit Sicherheit voraus, daß er bey der Fortsetzung seiner Reise unübersteigliche Hindernisse vorfinden werde. Die Regenzeit war vor der Thüre, die Reißfelder und andere niedere Plätze waren überall überschwemmt, die Kauries, die er von dem Könige von Bambarra zum Geschenk erhalten hatte, mußten bald alle seyn und von den Mauren, unter die er kam, mußte er alles befürchten. Solche Betrachtungen stellte er mehrere an. Was sollte er für einen Entschluß fassen? Ein jeder versetze sich in seine Lage; was würde er unter solchen Umständen wohl thun?

Mungo Park faßte nach langem hin und her Ueberlegen den Entschluß, nicht weiter nach Osten vorzudringen, sondern sich rückwärts nach Westen zu wenden. In Silla wollte er sich vorher noch genau um den Lauf des Flusses Niger und den Zustand der daran liegenden Länder erkundigen, um den Zweck seiner Sendung so viel wie möglich zu erreichen.

Mungo Parks Rückreise.

Welchen Weg sollte er aber nun nehmen? Er konnte entweder am nördlichen, oder am südlichen Ufer des Nigerflußes zurück nach Westen reisen. Er dachte nach, und glaubte, daß es wohl am besten seyn würde, wenn er das letzte thäte. Doch wollte er nicht gerade zu seinem Gutdünken folgen, sondern zuerst einen verständigen Mann aus dieser Gegend um Rath fragen. Dieser gab ihm den Rath, nicht am südlichen Ufer des Flußes nach Westen zu reisen, weil dieses, wegen der vielen Sümpfe und andern Schwierigkeiten, auf die man stieße, nicht möglich wäre. Uebrigens wolle er ihm auch nicht rathen, am nördlichen Ufer zu reisen, denn der Fluß würde bald austreten, den Weg überschwemmen und das Reisen auf demselben sehr erschweren oder gar nicht zulassen. Das beste wäre, wenn er in Gesellschaft von Fischern zu Wasser nach dem Orte Murzan führe.

XXXII.

Mungo Park nahm diesen Rath an. Am 30 Juli, Morgens um acht Uhr, setzte er sich in einen Kahn und war in einer halben Stunde in Murzan. Hier miethete er ein neues Fahrzeug, und kam Nachmittags nach Kih, wo er für gute Bezahlung von einem Einwohner die Erlaubniß erhielt, mit einem von seinen Sclaven in einer Hütte zu schlafen. Dieser arme Neger schien ein sehr mitleidiges Herz zu haben; denn da er sah, wie krank M. Park und wie zerrissen sein Anzug war, lieh er ihm eine große Decke, damit er sich in der Nacht darein einhüllen könne.

In Kih hatte M. Park einen Sattel gelassen. Der Bruder seines Wirthes gieng nach dem Orte Modibuh, und da ihn Park begleiten wollte, so versprach er ihm, den Sattel zu tragen, womit jener dem König von Bambarra ein Geschenk machen wollte.

Auf dem Weg unterhielten sich die Reisenden sehr freundschaftlich. Auf Einmal wurden sie aber in ihrer Unterhaltung auf eine unangenehme Weise gestört. Sie sehen nemlich nicht weit vom Fluße im Schlamme die frische Spur eines — Löwen. Dem Schwarzen wurde nicht weng bange.

Nur mit der äußersten Behutsamkeit gieng er vorwärts. Als sie aber an ein dickes Strauchwerk kamen, wollte er durchaus nicht weiter, sondern bestand darauf, daß M. Park vorangehen sollte. Dieser hatte jedoch keine Lust dazu. Wie kann ich denn voran gehen, sagte er, da ich den Weg nicht weiß? Der Afrikaner blieb aber bey seiner Forderung, sprach einige harte Worte und warf drohende Blicke nach ihm. Endlich warf er den Sattel hin und gieng fort.

Mungo Park befand sich jetzt in der größten Verlegenheit. Er hatte keine Hoffnung, wieder ein Pferd zu bekommen, daher wollte er mit dem Sattel sich nicht belasten; er warf ihn in den Fluß, nachdem er zuvor den Gurt und die Steigbügel davon abgenommen hatte. Kaum hatte dieß der Neger gesehen, so kam er aus dem Busch, in welchem er sich versteckt hatte, hervorgesprungen, stürzte sich ins Wasser, hohlte mit Hülfe seines Speers den Sattel heraus und rannte damit fort. M. Park gieng längs dem Ufer weiter, da aber der Wald sehr dick war und er alle Ursache hatte, zu glauben, daß ein Löwe in der Nähe wäre, war er sehr ängstlich, und nahm einen großen Umweg durch die Büsche, um ihn zu vermeiden.

Nachmittags gegen vier Uhr erreichte er Modibuh. Hier fand er seinen Sattel. Der Neger, der ihn fortgenommen hatte, befürchtete, M. Park möchte dem Könige alles erzählen und hielt es daher für das rathsamste, den Sattel wieder zu geben. Als der Reisende mit einem Einwohner von Modibuh sich unterhielt, hörte er ein Pferd wiehern. Der Schwarze fragte ihn, ob er wohl wüßte, wer mit ihm spräche? Er meldete ihm darauf, daß dieß sein Pferd sey, das er zurückgelassen und welches sich von seiner Schwäche unterdeß etwas wieder erhohlt hatte. Der Neger bestand darauf, daß er das Thier mitnehmen sollte.

XXXIII.

Den 1sten August reißte M. Park weiter. Sein Pferd trieb er vor sich hin. Es fing an zu regnen und unser Reisende mußte nun mehrere Tage nach einander die größten Mühseligkeiten ausstehen. Das Wasser überschwemmte auch die trockensten Gegenden; er mußte in tiefem Schlamme oft bis an die Kniee waten, ja einmahl versank er bis an die Brust, und sein Pferd blieb mehrmals stecken. Wäre er ein verzärtelter Schwächling gewesen: so würde er vielleicht solche Beschwerlichkeiten nicht überstanden haben.

Den

Den 9ten August bekam er Gesellschaft. Ein Maure ritt mit seiner Frau auf Ochsen nach Sego, wohin sie Salz brachten. M. Park ging mit ihnen, doch sie nützten ihm wenig, denn sie kannten den Weg nicht. Anstatt vor den Ochsen herzuwaten, um zu fühlen, ob der Grund auch fest sey, ritt die Frau, die oben auf ihrer Ladung saß, ganz kek in das erste Wasser hinein. Aber sie war noch nicht weit geritten, da versank der Ochse in ein Loch und zog sie sammt der Ladung zwischen das Schilf hinunter. Was that ihr Mann? Anstatt sich zu fassen, und ihr schnell zu Hülfe zu eilen, stand er wie eine Salzsäule da, und ließ seine Frau beynahe ertrinken. Endlich sprang er doch hinzu und rettete sie.

In einem Orte Sibiti mußte M. Park mit einer alten dumpfigen Hütte vorlieb nehmen, in der er eine schlechte Nacht hatte. Die Hütten der Neger sind überhaupt elend gebaut; werden sie von Regen durchweicht, so sind sie oft zu schwach, die Last des Daches zu tragen. M. Park hörte in dieser Nacht drey Hütten einstürzen, und es wurde ihm bange, daß auch seine zusammen fallen könnte. Als er des Morgens ausgieng, um für sein Pferd etwas Gras zu pflücken, zählte er vierzehn Hütten, die nach und nach seit dem

Anfange der Regenzeit auf diese Art eingefallen waren.

Die Aussichten des armen Reisenden wurden immer trauriger. Er hörte, daß man ihn als einen Spion verschrien habe, und daß er daher großen Gefahren ausgesetzt sey. Ueberall behandelte man ihn mit Kälte, überall vermied man seine Gesellschaft und zwang ihn, bald weiter zu reisen.

Als er am 12ten August sich Nachmittags der Stadt Kabba näherte, fand er zu seiner Verwunderung am Thore mehrere Menschen, von denen Einer auf ihn zulief, sein Pferd am Zügel nahm, und ihn rund um die Mauern der Stadt führte; dann zeigte er nach Westen und sagte, er sollte gehen, oder es würde übel mit ihm werden.

M. Park stellte ihm vor, daß er nicht weiter reisen könne, die Witterung sey zu ungestümm, und in den Wäldern wäre er des Nachts der Wuth der wilden Thiere ausgesetzt. Allein der Afrikaner hörte nicht darauf. „Geh!" war seine ganze Antwort. Auch andere sagten dasselbe zu ihm. Jetzt kam M. Park auf die Vermuthung, daß diese Leute es vielleicht sehr gut mit ihm meinten, daß der König vielleicht Leute ausgeschickt habe, um ihn zu fangen, daß diese Leute vielleicht in dem Orte seyen und daß

daher die Neger aus lauter Güte in ihn drängen, weiter zu reisen. Er that dieß, und wanderte immer nach Sego zu. Er besorgte, daß er die Nacht in den Aesten eines Baumes würde zubringen müssen, doch in einem kleinen Dorfe fand er glücklicher Weise ein Nachtquartier.

Den funfzehnten August kam Mungo Park in eine Gegend, in der es viele Löwen gibt. Er hatte des Tags zahlreiche Spuren von ihnen gesehen, und war froh, als er gegen Abend das kleine Dorf Song erreichte. Aber wie unangenehm mußte es ihm seyn, als die verdrießlichen Einwohner ihn durchaus nicht einlassen wollten. Aus Furcht vor den Löwen und andern reißenden Thieren, beschloß er, die Nacht wenigstens in der Nähe des Dorfes zu zubringen. Er sammelte für sein Pferd etwas Gras und legte sich am Thore unter einen Baum. Gegen zehn Uhr hörte er das hohle Brüllen eines Löwen in einer nicht sehr großen Entfernung, und er versuchte daher, das Thor zu öfnen. Die Leute drinnen aber sagten, es dürfe niemand ohne obrigkeitliche Erlaubniß zum Thor hinein.

M. Park ließ der ersten obrigkeitlichen Person sagen, daß sich ein Löwe dem Dorfe nähere, und er hoffe, man würde ihn deshalb hineinlassen. Mit großer Angst er-

wartete er Antwort, denn der Löwe schlich immer um das Dorf herum, und kam einmal so nahe, daß M. Park ihn im Grase rauschen hörte, weshalb er eilig auf einen Baum stieg, um sich in Sicherheit zu setzen. Um Mitternacht wurde ihm das Thor geöffnet und er hereingelassen.

XXXIV.

Den 26sten August reißte M. Park in Gesellschaft zweyer Hirten von einem Orte Kuma ab. Der Weg war sehr felsig und abschüssig, und da sein Pferd sich die Füße sehr zerstoßen hatte, so ging es nur langsam und mit Mühe; an vielen Stellen waren die Höhen so steil und der Abhang so jäh, daß es bey einem einzigen falschen Tritt ohne Rettung zu Tode gestürzt wäre. Die Hirten, die gern vorwärts wollten, kümmerten sich wenig um den Weißen, und gingen immer voran.

Ungefähr um eilf Uhr hielt M. Park bey einem kleinen Bache an, um zu trinken; seine Gefährten waren beynahe eine Meile voraus; er hörte Leute einander zurufen, und gleich darauf ein lautes Geschrey, wie von einem Menschen, der sich in großer Noth befindet. Er vermuthete, ein Löwe möchte einen von den Hirten ge-

faßt haben, und setzte sich zu Pferde, um besser sehen zu können, was geschehen sey. Der Lärm hörte aber auf, und M. Park ritte langsam auf die Gegend zu, von wo das Geschrey gekommen zu seyn schien; dabey rief er von Zeit zu Zeit, aber ohne Antwort zu bekommen. Bald entdeckte er indeß, daß einer von den Hirten im hohem Grase nahe an der Strasse hingestreckt lag. Er bemerkte zwar kein Blut an ihm, hielt ihn aber doch für todt. Als er aber an ihn heran kam, flüsterte er ihm zu, er möchte still halten und nun erzählte er ihm, ein Trupp bewaffneter Männer sey über seinen Gefährten hergefallen, und da er selbst sich auf die Flucht gemacht, seyen zwey Pfeile auf ihn abgeschossen worden.

M. Park überlegte, welchen Weg er einschlagen sollte. Indem er sich umsah, erblickte er nicht weit davon einen Mann, der auf dem Stumpfe eines Baumes saß, und neben ihm sechs oder sieben andere, welche mit ihren Flinten in der Hand im Grase saßen. Es war nun keine Möglichkeit, zu entkommen, und er beschloß daher, gerade auf sie zuzureisen. Als er näher kam, hielt er sie für Elephantenjäger; er fieng ein Gespräch an, und fragte, ob sie etwas geschossen hätten; aber ohne darauf zu antworten, befahl ihm einer, abzustei-

gen; dann schien er sich wieder zu bedenken, und winkte ihm mit der Hand, weiter zu reiten.

Er ritt also vorüber und war so eben mit vieler Mühe durch einen tiefen Bach hindurchgekommen, als er jemanden hinter sich her schreyen hörte. Er sah sich um, und die vermeinten Elephantenjäger kamen ihm nachgejagt, und riefen ihm zu, umzukehren. Er hielt still, bis sie alle herangekommen waren, und nun sagten sie ihm, der König der Fulahs habe sie ausgeschickt, um ihn mit seinem Pferde und seiner ganzen Habe nach Faluda zu bringen; er mußte also umkehren und mit ihnen gehen. Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, wendete er sein Pferd um, und folgte ihnen, und sie reisten beynahe eine Viertelmeile, ohne ein Wort zu wechseln. Als sie aber an eine sehr dunkle Stelle im Walde kamen, sagte einer von ihnen auf Mandigoisch: „das ist ein guter Platz," und sogleich riß er ihm den Hut vom Kopfe.

M. Park, dem es bange wurde, ließ sich jedoch nichts von Furcht merken, und sagte ihnen, daß er nicht weiter gehen würde, wann sie ihm seinen Hut nicht wieder gäben. Allein, statt der Antwort, zog ein anderer sein Messer heraus, schnitt ihm ei-

nen von den metallenen Knöpfen ab, die noch an seiner Tasche waren, und steckte ihn ein.

M. Park sah nun, daß es ihre Absicht sey, ihn zu plündern. Ohne sich zu widersetzen, ließ er sie seine Taschen durchwühlen. Sie untersuchten jedes Kleidungsstück mit großer Genauigkeit, und zogen ihn ganz aus. Einige von ihnen gingen mit seinem Pferde davon, die übrigen gaben ihm das schlechteste von seinen zwey Hemden und ein Paar Ueberhosen, zurück, und als sie abzogen, warf ihm noch einer seinen Hut zu, in dessen Krempe seine Papiere lagen.

Mungo Park befand sich nun in der äusersten Noth. Wohin er sich auch wenden mochte, überall erblickte er nichts als Hindernisse und Gefahren. Er war nackend und allein, er war rings von wilden Thieren und noch wilderen Menschen umgeben, er war gerade in der schlimmsten Zeit der Regenzeit mitten in einer ungeheuern Wildniß, fünfhundert Meilen von der nächsten Europäischen Niederlassung entfernt. Dieß alles trat ihm vor die Seele, und der Muth fing an, ihm auszugehen. Sein Tod schien ihm gewiß; er sah keinen Ausweg, als sich hinzulegen und zu sterben. Der Gedanke an Gott richtete sein Herz wieder auf. Er

machte sich auf; achtete nicht Hunger und Müdigkeit, und ging weiter, in dem festen Glauben, bald Hülfe zu finden. Auch ward er nicht getäuscht. Er kam bald an ein kleines Dorf, bey dem ihn die oben erwähnten zwey Hirten einhohlten. Sie verwunderten sich sehr, M. Park wieder zu finden, denn sie glaubten nicht anders, als daß die Fulaher ihn ermordet haben würden. Von diesem Dorf aus ging ihr Weg noch über einige felsige Hügel, und mit Sonnenuntergang erreichten sie Sibidulu, eine Stadt, welche an der Grenze des Mandingo-Landes liegt.

XXXV.

Die Stadt Sibidulu liegt in einem fruchtbaren Thale, das von hohen felsigen Hügeln umgeben ist. Als Mungo Park in die Stadt kam, versammelten sich viele Leute um ihn, und begleiteten ihn zu dem Mansa, welches so viel als König bedeutet. Diesem erzählte unser Reisende, wie man ihm sein Pferd und alle seine Habseligkeiten geraubt hatte, und die Hirten bezeugten, daß sich alles so verhalte. Der Mansa rauchte, während M. Park sprach, immerfort; kaum aber hatte er geendigt, so nahm er die Pfeife aus dem Munde,

riß unwillig die Schleife an seinem Mantel auf und sagte: „Setze dich; du sollst alles wieder haben; ich habe es geschworen.„ Dann wendete er sich zu einem seiner Untergebenen und sprach: Gib dem Weißen einen Trunk Wasser, und sobald der Morgen anbricht, geh über die Berge und sage dem Mansa von Bammaku, daß ein Weißer, ein Gastfreund des Königs von Bambarra, von Leuten des Königs von Fuladu geplündert worden sey.

M. Park freute sich innig über diese Theilnahme an seinen Leiden. Er dankte dem Mansa herzlich für seine Güte, und nahm seine Einladung an, bey ihm zu bleiben, bis der Bothe zurückkäme.

Man führte ihn in eine Hütte, und brachte ihm zu essen. Es strömte eine Menge Menschen herbey, um ihn zu sehen. Sie bedauerten sämmtlich sein Unglück und verwünschten die Fulah's. M. Park konnte vor Mitternacht nicht zum Schlaf kommen.

Zwey Tage blieb er hier, ohne irgend etwas von seinem Pferde oder seinen Kleidern zu hören, und da die Lebensmittel sehr theuer waren, und er dem Mansa nicht zur Last fallen wollte, reißte er den 28sten August früh ab. Am 30sten um Mittag kam er nach Wonda. Der Mansa dieser kleinen Stadt bekleidete ein doppeltes Amt; er war

die erste obrigkeitliche Person in der Stadt, und zugleich Schulmeister. Die Schule hielt er in einem offenen Schoppen.

M. Parks Gesundheit nahm immer mehr ab. Es überfiel ihn ein heftiges Fieber und machte ihn sehr besorgt, denn theils hatte er keine Arzney, theils nicht die gehörige Wartung und Pflege. Er blieb neun Tage in Wonda, und sein Fieber stellte sich jeden Tag regelmäßig ein. Am 6ten September kamen zwey Männer aus Sibidulu, welche sein Pferd und seine Kleidungsstücke brachten. Den 7ten September, als das Pferd am Rande eines Brunnens grasete, gab der Boden unter ihm nach, und es fiel hinein. Der Brunnen war zehn Fuß tief, und als M. Park das Pferd sah, wie es im Wasser schnaufte, hielt er es für unmöglich, es zu retten. Die Einwohner versammelten sich sogleich, banden eine Anzahl Reben zusammen, und ließen einen Mann in den Brunnen hinunter, der diese Reben rund um den Leib des Pferdes befestigte; die Leute zogen den Mann wieder in die Höhe, und dann faßten sie die Reben und brachten vermittelst derselben das Pferd ohne sonderliche Mühe wieder herauf. Das arme Thier war jetzt fast nur ein Gerippe; M. Park fand es unmöglich mit ihm weiter zu reisen; er schenkte es daher seinem Wirthe, und bat

ihn, den Sattel und Zaum als ein Geschenk dem Mansa von Sibidulu zu schicken, dem M. Park auf keine andere Art seine Erkentlichkeit beweisen konnte.

So krank er auch war, so entschloß er sich doch, am 8ten Sept. früh abzureisen. Sein Wirth beschenkte ihn mit einem Speer zum Andenken, und mit einem ledernen Sacke, um seine Kleider hineinzupacken. Den 11ten Sept. kam M. Park nach dem Orte Kinjetu. Er hatte sich unterwegs den Knöchel zerstoßen, und dieser schwoll und entzündete sich so sehr, daß er am folgenden Morgen ohne große Schmerzen weder auftreten noch gehen konnte. Sein Wirth, der diß bemerkte, lud ihn sehr gütig ein, einige Tage da zu bleiben, was er auch that. Den 14ten befand er sich merklich besser und konnte mit Hülfe eines Stabes gehen. Er brach daher auf, voll Dankbarkeit gegen seinen gefälligen Wirth.

Am 17ten erreichte er die Stadt Mansia, wo auch einiges Gold gesammelt wird. Von dem Mansa in Mansia erzählte man ihm, daß er eben nicht gastfreundlich sey. Es schickte ihm derselbe jedoch ein wenig Korn zum Abendessen, aber nicht ohne etwas dafür zu verlangen. Dann zeigte er ihm eine Hütte, worin er schlafen sollte, und nahm ihm seinen Speer weg, mit der

Versicherung, er solle ihm am Morgen zurückgegeben werden. Schon dieser Umstand machte, daß M. Park Argwohn gegen den Mansa schöpfte. Er bath daher insgeheim einen von den Einwohnern, der Bogen und Pferde besaß, bey ihm in seiner Hütte zu schlafen.

Um Mitternacht hörte er jemand an die Thüre kommen und da er bemerkte, daß auf einmal der Mond in die Hütte hereinschien, richtete er sich auf, und sah einen Mann sehr vorsichtig über die Schwelle schreiten. Sogleich ergriff M. Park des Negers Armbrust. Das Geräusch bewog den Mann, sich zu entfernen, und Parks Gesellschafter, der hinaus sah, versicherte ihm, es sey der Mansa selbst und rieth ihm bis gegen Morgen wach zu bleiben.

M. Park verschloß die Thüre und stellte ein Stück Holz dahinter, bald drängte sich jemand aufs neue so stark gegen die Thüre, daß der Neger sie kaum zuhalten konnte. Da ihm M. Park zurief, er solle aufmachen, entfernte sich der zudringliche Gast wieder wie das erstemal.

Den 16ten Sept. reißte M. Park, als der Mansa noch schlief, weiter, und kam um zwey Uhr Nachmittags in einer kleinen Stadt, Kamalia, an, wo die Einwohner Gold in Menge sammeln. Im Lande

der Mandigos wird das Gold fast ganz rein oder gediegen in kleinen Körpern gefunden, die von der Größe eines Nadelkopfs bis zu der einer Erbse sind, und in großen Massen von Sand oder Lehm einzeln zerstreut liegen. Es wird auf folgende Art gesammelt. Im Anfang des Decembers, wenn die Ernte vorbey und das Wasser in den Strömen gefallen ist, wird vom Mansa des Ortes ein Tag festgesetzt, an welchem das Goldwaschen seinen Anfang nehmen soll. Die Geräthschaften, die dabey gebraucht werden, sind: ein Grabscheid, um den Sand aufzugraben, zwey bis drey Gefäße, Kalabaschen genannt, um den Sand darin zu waschen, und einige Federkiele, um den Goldstaub darin aufzubewahren.

Am Morgen, wenn die Einwohner zum Goldwaschen ausziehen sollen, wird ein Ochse geschlachtet und eine Menge Gebethe hergesagt. Die leichteste Art, den Goldstaub zu erhalten, ist die, daß man den Sand in den Strömen auswäscht. Während einige den Sand durchsuchen, beschäftigen sich andere mehr oberwärts, wo die reißende Fluth allen Lehm und Sand hinweggeführt und nur kleine Kiesel übrig gelassen hat. Diese zu durchsuchen, ist ein sehr mühsames Geschäft; M. Park sah Frauen, welche sich dabey die Haut von den Finger-

spitzen ganz weggearbeitet hatten. Bisweilen werden sie dafür sehr gut belohnt durch größere Goldmassen, die sie finden.

Die sicherste Art des Goldwaschens ist die, daß man mitten in der trocknen Jahreszeit in der Nähe eines Hügels, der Gold enthält, mit kleinen Spaten ein tiefes Loch gräbt, und die Erde mit grossen Kalabaschen heraufzieht. Kommt man auf Lehm und Sand, so werden gleich ein oder zwey Kalabaschen zur Probe ausgewaschen und nun fährt man mit der Arbeit so lange fort, als es geht. Gewöhnlich findet man das Gold in einem feinen röthlichen Sande mit schwarzen Flecken; diesen schicken die Arbeiter ihren Frauen zum Auswaschen zu. Denn das Waschen besorgen immer die Frauen. Es geht dabey so zu. Eine Portion Sand oder Lehm, worin man Gold vermuthet, wird in einen großen Kalabasch gethan, und mit einer hinreichenden Menge Wasser übergossen. Der Kalabasch wird dann so stark geschüttelt, daß Sand und Wasser sich mit einander vermischen, und die ganze Masse in eine kreisförmige Bewegung geräth, erst langsam und dann immer schneller, bis bey jeder Umdrehung ein klein wenig Sand und Wasser über den Rand des Kalabasches abfließt. Ist dieß eine Zeitlang geschehen: so läßt man den Sand sich setzen und gießt das Wasser ab;

etwas grober Sand, der sich oben befindet, wird mit der Hand abgenommen, frisches Wasser hinzugethan, und dieß so lange fortgesetzt, bis das Wasser fast ganz klar ablauft. Nun nimmt die Frau einen andern Kalabasch, schüttet die Masse langsam aus einem in dem andern, und behält den Sand, der ganz unten liegt, zurück. In diesem findet man nun gewöhnlich Gold; er wird mit etwas reinem Wasser vermischt, im Kalabasch herumbewegt und sorgfältig daraus die Goldkörnchen herausgelesen Einige Frauen haben durch lange Uebung sich darin eine so große Geschiklichkeit erworben, daß sie noch Gold finden, wo andere nicht das kleinste Stäubchen ausspüren können Der Goldstaub wird in Federkielen, die mit Baumwolle verstopft werden, aufbewahrt, und die Wäscher stecken gern einige solcher Kiele in ihr Haar. Ein Theil des Goldes wird zum Schmuck für die Frauen gebraucht, der aber gar nicht fein gearbeitet ist. So sind die Ohrringe gewöhnlich so plump und schwer, daß sie das Ohrläppchen herunterziehen und zerreißen würden, wenn sie nicht von einem rothen ledernen Riemen gehalten würden, der oben über den Kopf von einem Ohre zum andern geht. Einen kleinen Theil des Goldes nehmen die schwarzen Kaufleute, oder Slatihs, die in

diesen Gegenden Handel treiben, mit; das meiste aber bekommen alle Jahre die Mauren für verschiedene Waaren, besonders für Salz, das hier sehr theuer ist.

Auf welche Weise in Europa das Gold gewonnen wird, ist den Lesern vielleicht nicht mehr unbekannt. Man findet es nur selten gediegen, sondern gröstentheils mit andern Erzen vermischt.

XXXVI.

Nun wieder zu unserm Mungo Park! Er erreichte, wie schon gesagt worden ist, die kleine Stadt Kamalia. Hier wurde er von einem wackern Manne, Nahmens Karfa Tahra, sehr wohl aufgenommen. Dieser kaufte eben einen Zug Sclaven zusammen, die er, sobald die Regenzeit vorüber seyn würde, zum Verkauf an die Europäer nach Gambia führen wollte. Er lud unsern Reisenden ein, so lange bey ihm zu bleiben, und dann mit ihm nach dem Gambia zu gehen. Er versprach ihm eine Hütte und Lebensmittel. Dadurch wurde dieser aus einer sehr kläglichen Lage in eine bessere versetzt.

In der Hütte, die für ihn eingerichtet wurde, fand er eine Matte, um darauf zu schlafen, einen irdenen Wasserkrug und einen

einen kleinen Kalabasch, um daraus zu trinken. Karfa schickte ihm aus seiner eigenen Wohnung täglich zweymal zu essen, und befahl seinen Sclaven, ihn mit Brennholz und Wasser zu versorgen.

Doch dieß alles konnte dem Fieber nicht Einhalt thun, das unsern M. Park schwächte und von Tag zu Tag mehr beunruhigte. Karfa rieth ihm, nicht ins Feuchte hinauszugehen, und er befolgte seinen Rath. Jedoch wurde er noch fünf Wochen lang vom Fieber gequält. Endlich verließ es ihn. Aber er war so schwach, daß er kaum aufrecht stehen und nur mit großer Mühe seine Matte ein kurzes Stück Weges von der Hütte ab in den Schatten eines Tamarindenbaumes tragen konnte, um den erquickenden Duft der Kornfelder zu genießen, und seine Augen an dem Anblicke der Gegend zu weiden. Endlich hatte er doch die Freude, zu sehen, daß er wirklich genaß, wozu die einfache Lebensart der Neger vieles beitrug.

Zu Anfange des Decembers machte Karfa Anstalt, seinen Sclaveneinkauf völlig zu Stande zu bringen; am 19ten reißte er nach Kankaba, einer großen Stadt am Ufer des Niger, wo ein ansehnlicher Sclavenmarkt ist.

Die traurige, abscheuliche Sitte, Menschen gleich Vieh zu verkaufen und zu behandeln, ist in Afrika sehr gemein. Bey weitem der größere Theil der Einwohner dieses Erdtheils besteht aus Sclaven, die für ihre Dienste nichts zu fordern haben, als Nahrung und Kleidung, und die von ihren Herren auf eine ihnen beliebige Weise, bald milde, bald sehr hart, behandelt werden. Diejenigen, welche in dem Hause ihres Herrn geboren worden sind, werden menschlicher behandelt; traurig hingegen ist das Schicksal derjenigen, die man im Kriege gefangen, oder für Geld erkauft hat. Theurung und Mangel sind oft die Ursache der Sclaverey. Wer nicht erhungern will, verkauft sich selbst einem Herrn; oft sind wohl auch Aeltern so hartherzig, eines oder mehrere von ihren Kindern zu verkaufen, um der übrigen Familie dadurch Lebensmittel zu verschaffen. Macht einer in Afrika Schulden, und er kann sie nicht bezahlen, so geräth er in die Gewalt seines Gläubigers und wird sein Sclave; oder begeht jemand ein schweres Verbrechen, so wird er auch als Sclave verkauft. Die Europäer kaufen deren jährlich eine große Menge und bringen sie in ihre Besitzungen außer Europa, wo sie das Land bauen und andere harte Dienste verrichten müssen.

Während Mungo Parks Wirth abwesend war, hatte er Zeit genug, seine Bemerkungen und Erfahrungen in Afrika zu erweitern. Er sammelte so viele Nachrichten darüber, als möglich. Hier nur etwas weniges von seinen Erfahrungen.

Obgleich der größere Theil der Einwohner jener Gegenden, durch die M. Park kam, aus rohen, harten Menschen besteht: so hat er unter ihnen doch auch viele gefunden, die ihn gütig und gastfreundlich behandelten und thätigen Antheil an seinen Leiden nahmen; besonders fand er eine liebreiche Theilnahme bey den Frauen. Die Kinder hängen mit der zärtlichsten Liebe besonders an ihren Müttern, und die gröbste Beleidigung, die man einem Neger anthun kann, ist die, daß man nachtheilig von seiner Mutter spricht.

Von der Welt haben die Mandigo-Neger, und die Neger überhaupt, sonderbare Vorstellungen. Sie stellen sich die Erde als eine große Ebene ohne Ende vor, umhüllt von Wolken und Finsterniß. Das Meer beschreiben sie als einen großen Strom von salzigem Wasser, an dessen entfernter Küste Tabahbo du, das Land der Weissen, liegt. Weit davon setzen sie noch ein anderes Land, Dschong sang du, „das Land, wo die Sclaven verkauft werden",

dessen Einwohner sie für grausame Menschenfresser von riesenhafter Größe halten. Unter allen Ländern der Welt halten sie das ihrige für das beste, und sich selbst für das glücklichste Volk.

Die Mandigo's erreichen selten ein sehr hohes Alter. Im vierzigsten Jahre bekommen sie schon graue Haare und Runzeln, und wenige leben länger als fünf und funfzig bis sechzig Jahre. Ob sie gleich nicht alt werden, so scheinen doch wenige Krankheiten unter ihnen zu herrschen. Ihre einfache, thätige Lebensart bewahrt sie vor vielen Uebeln. Wenn eine Person von Wichtigkeit stirbt, so versammeln sich die Verwandten und Nachbarn, und verkündigen ihren Kummer durch ein lautes und unangenehmes Gehäul. Sie begraben gewöhnlich den Gestorbenen am Abende des Tages, an welchem er starb, und schlachten ein Rind oder eine Ziege für diejenigen, die dem Begräbnisse beywohnen wollen. Die Neger haben keine eigene Begräbnißplätze; sie machen oft das Grab im Fußboden der Hütte des Verstorbenen, oder im Schatten eines Baumes, der ihm vorzüglich lieb gewesen war. Der Leichnam wird in weißes Baumwollenzeug gekleidet und in eine Matte gewickelt. Die Verwandten tragen ihn in der Abenddäm-

merung zu Grabe. Ist das Grab ausserhalb des Ortes, so wird etwas dorniges Gesträuch darauf gelegt, damit die Wölfe die Leiche nicht ausscharren.

Die Neger lieben Musik, Gesang und Tanz. Die gewöhnliche Kost derselben ist nicht in allen Gegenden dieselbe. Freye Leute frühstücken mit Tagesanbruch gewöhnlich Brey aus Mehl und Wasser, der mit etwas Tamarinden angemacht wird, um ihm einen sauern Geschmack zu geben. Um zwey Uhr Nachmittags wird meistentheils ein Mehlbrey, mit Milch und Baumbutter bereitet, gespeiset; die Hauptmahlzeit ist aber das Abendbrod, und dieses ist selten vor Mitternacht fertig. Das Getränk der heidnischen Neger ist Bier und Meth. Die Mahomedaner trinken nichts als Wasser. Schnupf- und Rauchtoback ist durchgängig beliebt; die Pfeifen der Neger sind von Holz gemacht und haben einen irdenen Kopf von gar sonderbarer Arbeit. In den innern Gegenden des Landes ist das Salz die größte aller Leckereyen. Die Kinder lecken an einem Stück Steinsalz mit so vielem Appetite, als die Europäischen an einem Stück Zucker. Wenn man andeuten will, daß ein Mann reich sey, so pflegt man zu sagen: „Er ißt Salz zur Mahlzeit."

Die Neger sind sehr geschickte Schützen. Ihr Gewehr ist eine Armbrust, womit sie eine Eidechse auf einem Baume, oder irgend einen andern kleinen Gegenstand in einer erstaunlichen Entfernung treffen können. Sie schießen auch Perlhühner, Repphühner und Tauben, aber nie im Fluge. Die Frauen spinnen Baumolle, und die Männer weben Zeuge daraus. Aus Eisen arbeiten sie verschiedene Instrumente.

Eine Hauptwaare des Handels in Afrika ist das Elfenbein. Nichts erregt bey den Negern an der Küste so viel Verwunderung, als die große Nachfrage der Europäischen Kaufleute nach Elephantenzähnen, und es ist schwer, ihnen begreiflich zu machen, wozu sie gebraucht werden. Zeigt man ihnen auch Messer mit elfenbeinernen Heften, Kämme und andere Kleinigkeiten von diesem Material und überzeugt sie, daß dieß wirklich von Elephantenzähnen gemacht ist, so sind sie dadurch doch nicht befriedigt. Sie glauben, daß man diese Waare zu weit wichtigeren Dingen in Europa brauche und daß man ihnen dieses absichtlich verhehle, damit der Preis des Elfenbeins nicht steige.

Die Elephanten sind im innern Afrika sehr häufig. Man ißt ihr Fleisch, benutzt ihre Haut, und verkauft ihre Zähne an

die Europäer. Die Zähne findet man häufig in Wäldern, und die Reisenden sehen sich fleißig darnach um. Sind sie alt, und der Elephant will damit Wurzeln ausreissen, so geschieht es oft, daß sie abbrechen und so liegen bleiben. Zu gewissen Zeiten im Jahre ziehen die Elephanten Heerdenweise durch das Land, um Nahrung oder Wasser zu suchen. Die Einwohner von Bambarra, die Schießpulver übrig haben, gehen dann fleißig auf die Jagd. Die Elephantenjäger gehen nicht leicht allein aus, sondern immer ihrer vier oder fünf zusammen. Jeder versorgt sich mit Pulver und Bley und mit Mehl auf fünf oder sechs Tage, und so gehen sie in die unbesuchtesten Gegenden des Waldes, und geben auf alles genau acht, was sie auf die Spur der Elephanten leiten kann. Entdecken sie eine Heerde Elephanten, so folgen sie ihr von weitem, bis sie sehen, daß einer sich von den andern entfernt, und eine solche Stellung nimmt, daß sie mit Vortheil auf ihn feuern können. Dann nähern sich die Jäger in dem langen Grase, fast kriechend, sehr behutsam, bis sie so nahe sind, daß ihn der Schuß erreichen kann; nun schießen sie alle ihre Gewehre auf einmal ab, und legen sich dann aufs Gesicht ins Gras hin. Der verwundete Elephant

sucht sogleich, sich mit seinem Rüssel zu helfen, da er aber die Kugeln nicht heraus ziehen kann, und niemanden sieht, wird er ganz wüthend, und rennt zwischen den Büschen herum, bis er ermüdet und durch den Blutverlust erschöpft ist, und den Jägern Gelegenheit gibt, noch einmal auf ihn zu feuern, worauf er denn gewöhnlich zu Boden sinkt. Die Haut wird sogleich abgezogen und ausgebreitet, um sie zu trocknen; diejenigen Stücke von seinem Fleische, welche man für die besten hält, werden in dünne Streifen geschnitten und in der Sonne gedörrt; die Zähne schlägt man mit einem leichten Beile aus. Dieß führen die Jäger immer bey sich, nicht nur zu diesem Behufe, sondern auch, um Bäume umzuhauen, in denen wilder Honig ist. Oft bleiben die Jäger Monathe lang in den Wäldern, und leben von dem Fleische der erlegten Elephanten und vom wilden Honig.

XXXVII.

Während der Wirth unsers M. Park, Karfa, abwesend war, nahm sich der Schulmeister zu Kamalia des Reisenden an. Er war ein freundlicher und liebreicher Mann. Seine Schule bestand aus siebenzehn Knaben und aus zwey Mädchen. Die

Mädchen erhielten ihren Unterricht bey Tage; aber die Knaben hatten ihre Lehrstunden vor Tagesanbruch beym Schein eines großen Feuers. Den Tag über werden sie als Haussclaven des Lehrers angesehen, und müssen daher Korn pflanzen, Brennholz tragen und andere Sclavendienste verrichten. Sie wurden besonders im Lesen unterrichtet.

Am 24sten Januar kam endlich Karfa, M. Parks Wirth, in großer Gesellschaft zurück. Er brachte dreyzehn gekaufte Sclaven und ein Mädchen mit. Die meisten waren sehr niedergeschlagen, denn sie glaubten, die Weißen, an die man sie verkaufen werde, würden sie aufessen. Diese Besorgniß ist die Ursache, warum die unglücklichen Sclaven sich auf alle mögliche Art frey zu machen suchen. Die Slatihs, die sie an Europäer verhandeln, sind daher genöthigt, sie immer in Eisen zu halten, und sie sehr genau zu bewachen, damit sie nicht entwischen. Man legt gewöhnlich das rechte Bein des Einen und das linke des Andern in dasselbe Eisen; sie können gehen, wenn sie ihre Fesseln mit einem Bande iu die Höhe halten, aber doch nur langsam. Eben so werden immer vier und vier mit starken Stricken von gedrehten Riemen am Nacken an einander befestigt. Des Nachts legt man ihnen noch ein Eisen an die Hände,

und bisweilen noch eine leichte eiserne Kette um den Hals. Diejenigen, welche sehr mißvergnügt sind, und deren Flucht man daher um so mehr befürchtet, werden auf andere Art festgehalten. Es wird ein dickes Schelt Holz etwa drey Fuß lang geschnitten; auf der einen Seite desselben ein glatter Ausschnitt gemacht, und an diesem der Knöchel des Sclaven vermittelst einer starken eisernen Klammer, die über ihn weggeht, angeriegelt. Wann die Sclaven nach dem Gambia aufbrechen, werden ihnen diese Fesseln abgenommen. Uebrigens wurden die zu Kamalia nicht hart oder grausam behandelt. Abends wurden ihre Eisen immer durchgesehen und ihnen die Hände gefesselt; dann führte man sie in zwey große Hütten, wo sie von Karfa's Haussclaven bewacht wurden. Dessen ungeachtet wußte sich, ungefähr acht Tage nach ihrer Ankunft, einer von ihnen ein kleines Messer zu verschaffen, womit er einige seiner Fesseln losmachte, den Strick zerschnitt, und davon ging.

Die Abreise nach dem Gambia wurde von einem Tag zum andern, von einer Woche zur andern verschoben. Endlich brach man am 19ten April auf. Der Zug bestand aus fünf und dreyßig Sclaven, vierzehn freyen Männern und einigen Haus-

frauen. Nach sieben Wochen kam M. Park, nach so vielen ausgestandenen Leiden, endlich in der Gegend von Gambia an, von wo aus er seine Reise ins innere Afrika angetreten hatte. Am 12ten Junius kam sein Landsmann, der gefällige D. Laidley, in den Ort, wo M. Park still hielt, und empfieng ihn mit solcher Freude, als einen von den Todten Erstandenen. Die Kleider, die unser Reisende in D. Laidleys Verwahrung gelassen hatte, waren noch da; er legte daher eiligst Englische Kleidungsstücke an und befreyte sein Kinn von dem sehr langen Barte. Karfa betrachtete ihn in seinem Brittischen Anzuge mit grossem Vergnügen, bedauerte aber sehr, daß er seinen Bart abgenommen hätte, durch dessen Verlust er, wie Karfa sagte, aus einem Manne in einen Knaben verwandelt worden wäre.

Da M. Park von Karfa so gütig behandelt worden war: so zahlte er ihm jetzt doppelt so viel, als er ihm zu zahlen versprochen hatte, und Dr. Laidley erklärte ihm, daß er sich nach Belieben Waaren aussuchen und sie abholen lassen sollte. Karfa war über diesen Beweis von Dankbarkeit fast außer sich, besonders, da er hörte, daß M. Park auch dem guten alten Schulmeister ein artiges Geschenk ma-

chen wolle. Voll Freude sagte er oft zu M. Park: „Meine Reise ist, warlich! glücklich gewesen.“ Da er die Manufacturen der Engländer und ihre ganze Lebensart sah, ward er oft nachdenkend und sagte mit einem Seufzer: Fato fing inta feng. „Wir Neger sind doch nichts.“ Den 14ten Junius nahm er von M. Park einen sehr herzlichen Abschied.

Da bald darauf ein Schiff nach Amerika ging, so nahm M. Park von dem wackern Dr. Laidley und seinen übrigen Freunden am Flusse Abschied, und schiffte sich den 17ten Juni ein, erreichte glücklich Amerika, ging dort den 24sten November wieder unter Segel, und kam nach einer kurzen, aber stürmischen Reise in England, zu Falmüth, an, von wo er sogleich nach London abging, nachdem er zwey Jahre und sieben Monate aus England abwesend gewesen war.

IV.

Ueberwinterung

des

Kapitain James

in der

Hudsons-Bay

vom Jahre 1631. bis 1632.

Einleitung.

Vielleicht haben die meisten von meinen jungen Lesern schon vieles von jenen kalten Ländern, die gegen Norden liegen, besonders von Grönland gehört, das zwischen Europa und Amerika im nördlichen Atlantischen Meere liegt und von den Erdbeschreibern zu Nordamerika gerechnet wird. Diese Leser wissen, daß es in diesem Lande zuweilen eine Kälte gibt, von der wir, die wir unter einem milderen Himmelsstriche leben, uns kaum eine Vorstellung machen können. Noch größer und unerträglicher ist dieselbe in den Ländern, die an dem äußersten Ende des Meers gegen Norden, an der Hudsonsbay, liegen, und auch Hudsonsbusenländer genannt werden. Hier ist die Kälte oft so groß, daß selbst Branntwein, der nicht so leicht gefriert, und andere Flüßigkeiten dieser Art sehr leicht in Eis verwandelt werden, ja zuweilen soll

der Speichel, den man ausspuckt, noch ehe er den Boden erreicht, gefrieren und in Eisstückchen zur Erde fallen. Die Geschichte, die ihr eben lesen werdet, lieben Freunde, hat sich in diesen Ländern zugetragen. Sie wird für die meisten von euch, wie ich hoffe, nicht ohne Interesse seyn, und euch einen neuen Beweis geben, daß der Mensch unglaublich viel Ungemach zu ertragen vermag. Nun zur Geschichte selbst.

Im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte hatten die Engländer zu verschiedenen Mahlen gefährliche Reisen nach Norden, auf dem Eismeere, unternommen, um hier eine Fahrt nach Asien, und zwar nach Ost-Indien zu entdecken. Ihre Versuche liefen sehr unglücklich ab und schreckten sie von fernern Unternehmungen dieser Art ab. Sie hatten alle Lust verloren, jenes gefährliche Meer in der gedachten Absicht noch einmal zu befahren, als ein gewisser Lukas Fox, ein Mann, der ganz für die See geschaffen war, auftrat und zu beweisen suchte, daß man auf jenem Meere einen Weg nach Ost-Indien allerdings finden könne, und daher nicht eher ruhen müsse, bis man

ihn entdeckt hätte. Einige berühmte Männer empfahlen diesen Mann dem damahligen Könige von England, Carl dem ersten, und bathen ihn dringend, ihm eine neue Unternehmung nach Norden aufzutragen. Der König gab ihnen Gehör, es wurde ein Schiff ausgerüstet, das den Namen Carl führte, Fox erhielt das Commando darüber und die Anzahl seiner Begleiter belief sich auf zwey und zwanzig.

Zu derselben Zeit gingen in der Englischen Stadt Bristol einige unternehmende Kaufleute mit demselben Vorhaben um. Auch sie wollten ein Schiff ausschikken, das auf dem nördlichen Eismeere eine Farth nach Ost-Indien ausfindig machen sollte. Den Befehl darüber gaben sie einem Capitain Thomas James, einem Manne von unerschütterlichem Muthe und großer Rechtschaffenheit.

Als die Bristoler Kaufleute hörten, daß der König dasselbe thun wollte, was sie im Sinne hatten, kamen sie auf den Gedanken, dem König den Vorschlag zu thun, die Sache gemeinschaftlich zu unternehmen, und die Vortheile, die daraus entsprängen, gleich zu theilen. Damit war der König wohl zufrieden, und beyde Schiffe, das königliche, welches Fox, und das der Kaufleute, welches James

commandirte, gingen im May 1631 unter Segel; doch nicht zu gleicher Zeit, denn James fuhr mit dem seinigen den dritten May, Fox hingegen 5 Tage später ab. Was diesem letzten auf seiner Fahrt begegnet sey, wird hier nicht erzählt werden. Wir werden uns bloß mit dem Schicksale des Capitain James beschäftigen.

James war erst zwey Tage auf dem Wege, als sich schon ein widriger Wind erhob, der ihn nöthigte, in den Englischen Hafen Milford einzulaufen. Hier warf er die Anker und da das Wetter nicht günstiger wurde, so sah er sich gezwungen, eilf Tage an diesem Orte still zu liegen und eine bessere Witterung abzuwarten. Am 17ten May ging er wieder unter Segel und fuhr immer nordwestlich. Am 4ten Junius also achtzehn Tage nach seiner Abreise von Milford, erblickte er die Küste von Grönland, obgleich ein sehr dicker Nebel die Aussicht hemmte.

Die Widerwärtigkeiten, welche dieser muthvolle Mann mit seinen zwey und zwanzig Gefährten erdulden mußte, nehmen nun ihren Anfang. Am 5ten Juni geriethen sie auf einmal mitten in eine Menge Eisstücke, die wie Felsen auf diesem Meere herumzuschwimmen pflegen. Ihre Besorgniß, daß das Schiff zerschmettert werden

möchte, war um so größer und gegründeter, da ein dicker Nebel die See bedeckte, und sie daher nicht im Stande waren, sich unter den mächtigen Eisschollen herauszufinden. Jeden Augenblick musten sie befürchten, daß ein Eisklumpen angeschwommen kam und ihr Fahrzeug zertrümmerte. Sie überlegten, was zu thun sey und hielten es für das sicherste, sich an einem tüchtigen Eisfelsen fest an zu klammern, und die andern, wenn sie gegen das Schiff angeschwommen kamen, mit großen Stangen abzuhalten. Dieß währte aber nicht lange; denn die Stangen zerbrachen.

Am folgenden Tage wurde die Gefahr immer größer. Man denke sich das Schiff zwischen Eisgebirgen herumgetrieben, wie von allen Seiten die größten Eisklumpen mit der größten Heftigkeit daran schlagen und es jeden Augenblick zu zerschmettern drohen, man denke sich die Unmöglichkeit, sie vom Schiffe abzuhalten, und die Wahrscheinlichkeit eines gänzlichen Unterganges, und man wird sich leicht in den Gemüthszustand unsrer Reisenden versetzen können. Weichlinge würden in solch einer Lage die Hände gerungen und geklagt haben, und wären darüber vielleicht zu Grunde gegangen. Unsre braven Engländer thaten, was wackre Männer in solchen Verlegenheiten zn thun

pflegen, — sie handelten. Sie hatten ein kleines Fahrzeug, eine Schaluppe, mit genommen. Diese wurde von den Eisstücken zertrümmert. Den Reisenden mußte dieß, aus leicht zu errathenden Ursachen, sehr unangenehm seyn. Statt unthätig zuzusehen, wie die einzelnen Theile derselben fortschwammen, bestiegen sie ein Both und sammelten die Stücke davon, die sie aufs Verdeck brachten.

Jetzt suchten sie sich einen Weg durch die fürchterlichen Eisklippen zu bahnen, von denen sie umgeben wurden. Sie spannten alle Segel auf, die sie hatten, und wandten eine unbeschreibliche Mühe an, ihre Absicht zu erreichen. Ihre Anstrengung wurde mit einer großen Freude belohnt. Es gelang ihnen, durch die Eisklumpen zu dringen, ohne daß ihr Schiff im mindesten litt.

Den 9ten Junius befanden sie sich in einer Gegend, wo die See keinen Grund hatte; und sie keinen einzigen Fisch fanden, selbst nicht Wallfische, die doch in diesem Meere in Menge anzutreffen sind. Der Wind war äußerst veränderlich, der Nebel so dick, daß er, gleich dem Regen, alles durchnäßte. Den 10ten kamen Eisberge zum Vorschein, die noch höher waren als der gröste Mastbaum des Schiffes. Gegen acht Uhr erkannten sie Land und sahen nun, daß sie sich in der

Nähe eines Vorgebirges, Namens Desolation, befanden, das ihr leicht an der Insel Grönland auffinden werdet. Die See war ringsumher ganz schwarz, welches die Reisenden dem unaufhörlich dicken Nebel zuschrieben; auch erblickten sie hier eine Menge sogenannter Grampußfische.

Die Nacht zwischen dem 16ten und 17ten Junius war äusserst finster, und der Nebel so kalt, daß die Segel und Stangen mit Eis bedeckt wurden. Die Reisenden hörten ein lautes Getöse der Wellen. Was sollten sie daraus schliessen? — — Sie glaubten, die Wellen schlügen an ein nahes Ufer, und davon entstände dieses Getöse. Allein sie irrten sich; denn als es Tag wurde, sahen sie ein ungeheures großes Eisstück vor sich, an dem sich die Wellen zerbrochen und dadurch ein lautes Brausen verursacht hatten. In der Ferne entdeckten sie die Insel der Resolution, die ihr in einiger Entfernung von Grönland linker Hand auf der Charte findet. Sie beschlossen, um die südliche Spitze derselben herumzuschiffen. Vieles mußten sie von der Ebbe und Fluth ausstehen, durch welche sie mit vieler Heftigkeit hin und her geworfen wurden. Dabey war der Nebel und die Eisluft so entsetzlich kalt, daß selbst der Schifskompaß dadurch verdorben wurde. Ihr wißt doch, was ein

Schifskompaß ist? Ist es euch unbekannt, erkundigt euch darnach bey eurem Lehrer.

Zu ihrer Freude hellte sich bald darauf das Wetter auf einige Augenblicke auf, aber nur, um ihnen einen unangenehmen Anblick zu gewähren. Sie sahen nähmlich eine Meerenge vor sich, die aber ganz mit Eis versperrt war. Wie sollten sie durchkommen? Sie faßten Muth und suchten sich einen Weg zu bahnen. Doch vergebens! Alle ihre Mühe war fruchtlos. Sie waren nur drey Meilen vom Ufer entfernt. An solchen Stellen pflegt die See nicht tief zu seyn. Allein hier war es anders. Sie liessen eine lange Schnur, an welcher ein Stück Bley hieng, ins Wasser, aber schon war dieses 230 Klafter tief gesunken, ohne den Grund zu erreichen.

Den 26sten fuhren sie um das südliche Gebirge der Resolutionsinsel herum. Der Wind trieb sie mit dem Eise gegen das Land. Zwischen diesem und dem Schiffe lag eine Reihe kleiner Klippen und Eisfelsen. Von der Insel her kam jetzt ein heftiger Strom, der sie zwischen dem Eise und dem Felsen forttrieb, wobei sie der grösten Gefahr ausgesetzt waren, zu versinken. Um diesem vorzubeugen, nahmen sie ihre Zuflucht zu den Ankern. An jeder Seite des Schiffs warfen sie einen nebst einem Haken an einen Eisberg und befestigten sich auf diese Weise daran.

Dieß machte sie indeß noch nicht ganz sicher. Kapitain James wünschte daher einen sichern Hafen zu finden, in welchen das Schiff einlaufen könnte. Er ließ zu diesem Ende ein Both aussetzen, um einen solchen Hafen aufzusuchen. Allein dieß erhielt von dem Eise so derbe Stöße, daß es Tollkühnheit gewesen wäre, darauf weiter zu wollen. Es wurde daher wieder an das Schiff gezogen. Kaum war dieß geschehen, als unglücklicher Weise der Anker und der Haken abriß. Das Both mußte nun zum zweytenmale ausgesetzt werden, um sie zu suchen. Ein Unglück biethet oft dem andern die Hand. Auch hier war dieß der Fall. Während das Both den abgerissenen Anker suchte, warf die Schiffsmannschaft einen andern auf einen seichten steinigten Grund und — verlor ihn. Das war ein trauriges Ereigniß für sie. Wie groß mußte daher ihre Freude seyn, als das Both zurückkehrte und den abgerissenen Anker und Haken, den man mit vieler Mühe gefunden hatte, mitbrachte.

Das Schiff war noch immer in der gefährlichsten Lage. Die Matrosen warfen Taue auf die zunächststehenden Felsen, und alle waren bemüht, es an einen sichern Ort

hinzuwenden. Diesen glaubten sie endlich hinter einem großen Eisfelsen gefunden zu haben. Das Schiff lag hier so lange ruhig, bis die Fluth wieder eine Menge Eisstücke herbeyführte, wodurch es abermahls in die äusserste Gefahr gesetzt wurde, obgleich die Matrosen alle Kräfte aufboten, die anschwimmenden Eisklumpen abzuhalten. Bald geriethen sie in einen Zustand der Verzweiflung. Die Fluth ward immer größer, und als sie am höchsten gestiegen war, so hob sich auf einmal die ungeheure Eismasse, die ihnen zur Schutzwehr gedient hatte, wurde flott und schwamm davon. Jetzt sahen sie sich von allen Seiten entblößt und den Stürmen ausgesetzt. Zu ihrem Troste kam, als die Ebbe eintrat, jene Eismasse wieder zurück, sie legten sich von neuem an dieselbe an und wurden von ihr einen Tag und eine Nacht gegen einen heftigen Weststurm, der mit vielem Schnee begleitet war, geschützt. Doch diesen Schutz sollten sie nicht lange genießen. Es stürmte immer mehr Eis auf das Schiff los, und zerbrach nicht nur die Zacken des Ankers und Hakens, sondern zerriß auch die Taue und zerschmetterte die Schaluppe beynahe ganz, die man eiligst wieder herzustellen suchte.

Als bald darauf die Fluth wieder eintrat, wurden sie von dem Eise an einen sehr scharfen Felsen geworfen, und als die Ebbe kam, blieb das Schiff auf einer spitzigen Klippe sitzen. Die Reisenden suchten es fest zu machen, allein dieß ging nicht an. Die ganze Mannschaft hielt sich für verloren. Alle stiegen auf einen großen Eisfelsen herunter, um sich durch Gebeth zum Tode zu bereiten, dem sie nun nicht mehr entgehen zu können, glaubten.

Aber es geschah, was sie nicht erwarteten und ihre Gemüthsstimmung wurde dadurch auf Ein Mahl verändert. Es kam die Fluth, das Schiff wurde durch sie emporgehoben; sie wurden flott, und arbeiteten mit vereinigten Kräften, um hier wegzukommen, ungeachtet die Gefahr auf allen Seiten gleich groß war. An Eisstücken und Klippen fuhren sie nun weiter.

Die Fahrt war mit großen Gefahren verbunden. Die Reisenden mußten immer befürchten, entweder an die Klippen anzurennen, oder von den Eisklumpen ihr Schiff zertrümmert zu sehen. Um jenes zu vermeiden, suchten sie zwischen das Fahrzeug und die Klippen Eisstücke zu bringen, und um von diesen nicht beschädigt zu werden,

mußten sie mit ihren Aexten und andern schneidenden Instrumenten große Eisklumpen von einander hauen.

Der Kapitain James beschloß, an einem Orte über die Eisstücke ans Land zu gehen. Als er auf demselben angekommen war, errichtete er daselbst ein Denkmahl von Steinen, und da es damahls Sitte war, daß Christliche Seefahrer, wenn sie an irgend einem unbekannten Lande still hielten, ein Creutz errichteten: so that dieses auch James und nannte zugleich diese Stelle den Hafen der göttlichen Vorsehung.

Gegen Abend nahm das Eis im Hafen überhand. Das Schiff blieb auf dem Eise gänzlich festsitzen, und zwar so fest, daß auch die Fluth es nicht wieder flott machen konnte.

Den 22 Juni bestieg James das Both, um die östliche Küste der Insel zu untersuchen. Er stieg auf einer Anhöhe aus, sah sich hier um, und suchte einen sichern Zufluchtsort für das Schiff zu entdecken. Während er hin und herging, um seine Absicht zu erreichen, wurde er auf Einmal in Schrecken versetzt. Er vernahm nemlich in der Nähe ein fürchterliches Krachen, welches von einem ungeheuern Eisfelsen herrührte, der in einiger Entfernung vom Schiffe in vier Stücke zersprungen war.

James befürchtete, daß dieses vielleicht zertrümmert worden seyn möchte. Zum Glück war diese Furcht ohne Grund. Der Eisfels befand sich von dem Schiffe weit genug entfernt, um ihm keinen Schaden zuzufügen.

Zu aller Freude waren die Bemühungen des wackern Kapitain James nicht ohne Erfolg gewesen. Er hatte wirklich einen ziemlich bequemen Hafen entdeckt, und schickte sogleich das Both nach dem Schiffe zurück, um der Mannschaft darauf seine Entdeckung kund zu thun. Alle legten nun Hand an eine sehr mühselige Arbeit. Sie suchten nemlich das mit Eis bepanzerte Schiff herauszuarbeiten und bogsirten es dann nach jenem Hafen, wo es mit Tauen an die Klippen befestigt wurde.

Nun kam alles darauf an, was es für eine Gegend war, in der man sich befand. James sah sich in derselben weiter um. Ach, alles, was er um sich sah, gewährte ihm nur einen traurigen Anblick. Da war an kein so mildes Clima als etwa in Deutschland zu denken! Da sah man keinen lockern, fruchtbarn Boden, keine Blumenfluren und grüne Wiesen oder Hügel vor sich! Angreifend rauh und kalt wehte die Luft. Der Erdboden ward rauh und steinicht, und nirgends einiges Grün oder ir-

gend eine Pflanzenspur zu sehen. Teiche und Seen waren wohl da, aber sie starrten vor Eis. Der Gesang der Vögel erfüllte nicht die Luft, erheiterte nicht die Gegend; nichts von alle dem war hier zu sehen noch zu hören. Man glaubte, daß man in diesen kalten Einöden wenigstens Bären oder Gemsen finden würde, weil diese Thiere einen solchen Aufenthalt lieben. Aber man entdeckte keine Spur von ihnen.

Endlich fand man doch ein Paar Füchse, und, was die Reisenden noch mehr überraschte, auch einige Knochen von diesem Thiere, nebst einigem verbrannten Holze und Asche. Dieß brachte die Reisenden auf mancherley Gedanken. Sie urtheilten, daß an diesem Platze vor kurzem Wilde gewesen seyn müßten. Uebrigens konnten sie es nicht begreifen, warum sie hierher gekommen seyn sollten, da der Boden durchaus unfruchtbar war, und in der See nicht einmal Fische gefunden wurden.

James gab dieser Stelle den Namen Pricehafen, aus Achtung für den Eigenthümer des Schiffes, welcher Price hieß. Lange konnte er mit seinen Gefährten nicht hier bleiben, denn was sollten sie an diesem öden, rauhen und unfruchtbarn

Orte anfangen? Sie beschlossen, so bald als möglich, weiter zu fahren.

Vor ihnen lagen zwey Eisberge. Sie fuhren, als sie den 24sten Juni diesen Ort verließen, zwischen ihnen durch. Eine Meile von dem nördlichen Ufer der Resolutionsinsel fanden sie das Wasser ziemlich befreyt vom Eise. Allein jetzt erhob sich ein heftiger Ostwind und setzte die Reisenden in eine nicht geringe Besorgniß; denn er trieb große Eisklumpen gewaltsam auf sie zu, und das Schiff war jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt, davon beschädigt zu werden. Zwischen dem Eise schifften sie nun immer weiter. Das unangenehmste dabey war ihnen das, daß sie nicht weit vor sich hinsehen konnten. Sie bestiegen die Spitze des großen Mastes, aber auch jetzt waren sie nicht im Stande, weiter als eine Viertelmeile vor sich hinzusehen. Jeder wird leicht einsehen, wie sehr dieses ihre Besorgnisse vermehren und ihnen verdrießlich seyn mußte. Sie mußten sich indeß mit Gedult in ihr Schicksal fügen.

Ein Paar Tage blieben sie in dieser unangenehmen Lage, bis sich endlich am 26sten das Wetter aufheiterte und die Sonne hervorzubrechen schien. Sie warfen das Senk-

bley aus, und fanden hundert vierzig Klaftern oder Faden tief einen Grund von weissem Sand. Die Matrosen waren sehr aufmerksam darauf, Fische zu entdecken, und hielten ihre Angeln beständig bereit. Allein es war keiner zu sehen. Die Nächte waren noch immer sehr kalt, die Taue und Seegel voll Eis, und frisches süßes Wasser konnte man noch nicht so bald erwarten. Zwar gab es in diesen Gegenden Teiche, die solches Wasser enthielten, sie waren aber alle stark gefroren, und es hatte nicht den Anschein, daß sie sobald aufthauen würden.

Kapitain James hatte Hofnung, in einiger Zeit eine Durchfahrt gegen Nordwesten zu entdecken und dadurch das Schiff aus der bedenklichen Lage zu retten, in der es sich befand. Allein diese angenehme Hoffnung verschwand. Am 5ten Julius wurde das Wetter heller und die Aussicht von allen Seiten frey. Jetzt waren die Reisenden im Stande, weit um sich zu schauen. Aber was sahen sie da? Sie sahen, daß die ganze See gegen Norden und Nordwesten weit und breit mit Eis bedeckt war, und daß es unmöglich wäre, noch in diesem Jahre jene gehoffte Durchfahrt zu finden.

In der Ueberzeugung, daß dieses nicht angehe, ließ James jetzt westsüdwest der

Insel Mannsfield zu steuern. Wenn ihr euern Blick von Grönland links hinunter richtet, so werdet ihr auf die Hudsonsbay stoßen, auf deren Küste 1610 der berühmte Reisende Hudson überwintern mußte, wovon diese Bay auch ihren Namen erhalten hat. Habt ihr einmal die Hudsonsbay auf der Karte gefunden: so werdet ihr leicht gegen Norden die Insel Mannsfield auffinden. Dahin segelten jetzt die Engelländer, und, nachdem sie auf dieser Farth viele heftige Eisstöße ausgehaleen hatten, erblickten sie den darauf folgenden Tag die genannte Insel.

Der Vorrath an Lebensmitteln hatte sich bis jetzt stark vermindert, und da man keine sichere Hoffnung hatte, bald frische zu erhalten: so sah der Kapitain sich genöthigt, den Leuten des Schiffes bloß eine halbe Portion Brod zu reichen. Zwey von ihnen wurden krank, genasen jedoch bald wieder. Das Both wurde nun ans Ufer geschickt, um zu untersuchen, wie tief das Wasser an demselben sey. Dieß geschieht immer, ehe ein Schiff sich ans Ufer wagt. Die Vernächläßigung dieser Vorsicht könnte sonst leicht manches Unglück herbeyführen. Wäre das Wasser am Ufer zu seicht, so würde das Schiff sitzen bleiben, oder wären verborgene Klippen an demselben, so könnte

es anrennen und zertrümmert werden. Dieß alles muß vorerst durchsucht werden; in der Schiffersprache nennt man dieses "das Ufer sondiren."

James schickte also das Both ans Ufer, um es zu sondiren. Die Mannschaft darauf fand das Wasser nur drey Fuß tief; und auch bey der höchsten Fluth konnte es sich nicht über zwey Faden erheben. Für das Schiff war es daher zu seicht und ans Landen war nicht zu denken. Ferner fanden diejenigen, die auf dem Bothe ans Ufer geschickt waren, sichere Merkmahle, daß zuweilen Wilde hieher kämen. Freylich wußte man nicht, was sie hier wollten, denn das Schiff segelte noch weit fort, ohne daß es irgend wo Flözholz, Thiere, Fische oder sonst etwas brauchbares entdecken konnte, einige Vögel ausgenommen, von denen einer geschossen wurde.

Den 18ten Julius waren sie eine Meile fortgeschifft, und zwar in der Hoffnung, daß die See, in welcher sie waren, von Eis frey wäre, als sie plötzlich in Eismeerengen geriethen, wo sie zuweilen aufgehalten wurden, bis sie wieder mit Hülfe des Windes fortsegeln konnten. Dieser Gegend gaben sie den Namen des neuen südlichen

Wallis, und tranken hierauf die Gesundheit des damaligen Englischen Prinzen von Wallis, Carls. Mit dem Wetter hatten sie Ursache zufrieden zu seyn. Es war still. Sie lagen vor Anker und erhohlten sich. Aber in der darauf folgenden Nacht hatten sie einen neuen Schaden. Es erhob sich ein Wind, der das Schiff schnell forttrieb. Sie glaubten, ihren Anker verlohren zu haben. Vermittelst der Schiffswinde zogen sie das Tau an und freuten sich nicht wenig, als sie fanden, daß der Anker noch daran hing.

Doch hatten sie nun von den Windstössen sehr viel zu leiden. Sie waren so heftig, daß die Matrosen, die an der Schiffswinde standen, mit einer solchen Gewalt fortgerissen wurden, daß sie hin und wieder zerquetscht wurden. Einer von ihnen war so unglücklich, sich in ein Tau zu verwickeln, und es fehlte nicht viel, so wäre ihm der Kopf abgerissen worden. Der Besitzer des Schiffes, Herr Price, brach beynahe das Bein, und der eine Constabler wurde so stark am Fuße verwundet, daß man befürchtete, es würde der Krebs dazu kommen und er elendiglich ums Leben kommen. Nur ein Mittel blieb übrig, dieß zu verhindern und dieses wurde denn auch angewandt, es ward ihm das Bein bis zum Kniee abgenommen. Um die Verlegenheit unsrer Reisenden zu

vergrößern, geriethen sie zu gleicher Zeit auf eine seichte Stelle; aber zum Glück hielt der Anker fest, so, daß das Schiff nicht weiter getrieben werden konnte und auf diese Weise ohne Schaden davon kam.

Den 22sten Julius warfen sie abermals Anker, und da sie den 27sten das Wasser fünf Faden tief fanden: so schickte der Kapitain das Both ans Land, um es zu untersuchen. Der Mannschaft derselben gab er eine schriftliche Anweisung über ihr Verhalten mit. Er befahl ihnen ausdrücklich, des Abends wieder an Bord zu kommen. Allein sie erschienen nicht, und versetzten ihn dadurch in große Besorgniß. Er ließ einige Gewehre abbrennen und den Abwesenden noch andere Zeichen geben, sie blieben aber alle unbeantwortet. Dieß vermehrte seine Besorgniß, und er fieng nun an, zu glauben, daß sie sich verirrt hätten, oder den Wilden in die Hände gefallen wären. In dieser Vermuthung wurde er um so mehr bestärkt, da er an dem Ufer ein Feuer sah, und von demselben aus doch keine Antwort auf die gethanen Schüsse und andere gegebene Signale erhielt. Unsre Leute können dort nicht seyn, dachte er, denn diese würden antworten. Höchstwahrscheinlich sitzen Wilde am Feuer; diesen sind die unsrigen in die Hände gefallen und von ihnen vielleicht getödtet und aufgezehrt worden.

War diese Vermuthung wahr: so kam James in die größte Verlegenheit, die sich nur denken läßt. Denn verlor er die ausgeschickten Leute wirklich, so blieben ihm auf dem Schiffe nicht so viele übrig, als er nöthig hatte, um den Anker zu lichten und die Seegel zu regieren. Was sollte er dann anfangen? Er gerieth in die größte Noth und war der Gefahr des gänzlichen Unterganges mehr ausgesetzt als bis jetzt. Ihr bedauert diesen wackern Mann vielleicht, lieben Leser! Laßt es euch nicht allzubange seyn um ihn. Ein muthiger Mann zittert und verzagt nicht so leicht; selbst dann, wann der Tod vor ihm steht, sucht er sich aufrecht zu erhalten. Uebrigens geschah auch nicht, was er besorgte. Er hatte bald die Freude, seine ans Ufer ausgeschickten Leute wieder bey sich zu sehen. Ihr könnt euch leicht vorstellen, welch' ein Jubel darüber auf dem Schiffe entstand.

Die gedachten Leute wären eher zurückgekehrt; allein es trat plötzlich die Ebbe ein, und verhinderte sie an ihrer Rückkehr. Sie mußten auf die Fluth warten, um wieder flott zu werden. Man war begierig, zu erfahren, was sie am Ufer gefunden hätten. Sie setzten sich hin und erzählten ihren Gefährten alles treulich, was ihnen aufgestossen war. Nach diesem Berichte, hatten

sie an der Küste einiges Holz gefunden, wovon die Wellen eine Menge an das Ufer trieben. Von einer Menschenwohnung hatten sie nirgends eine Spur entdeckt, wohl aber eine Menge Vögel, deren sie einige mitbrachten. Auch hatten sie Spuren von Bären und Gemsen im Schnee entdecket, und zwey kleine Flüsse durchwatet, ein dritter aber war zu tief gewesen. Das war alles, was sie gefunden hatten.

Den 29sten Julius früh Morgens hatten die Seefahrer einen Anblick, der ihnen in ihrer Lage unendliche Freude gemacht haben mag. Sie entdeckten nemlich in einer Entfernung von vier Meilen ein Schiff. Sie geriethen gleich alle auf die Vermuthung, daß es jenes königliche Schiff sey, welches Fox commandirte. Es kam immer näher, und bald erkannte man es. Es war wirklich das königliche Schiff. Beyde begrüßten sich. Gegen Abend kamen einige Leute von Fox an Bord, und den folgenden Tag stattete James selbst nebst einigen seiner Officiere einen Gegenbesuch ab, und wurden von Fox so gut, als es die Umstände erlaubten, bewirthet. Lange konnten indeß die zwey Schiffe nicht beysammen bleiben, und schon den andern Tag richtete sich Fox

nach Südsüdwesten und war bald aus dem Gesichte des andern Schiffes verschwunden.

James blieb den Ueberrest dieses Monates an diesem Platze. Ob es gleich zu Ende des Julius war, wo bey uns die Hitze am größten zu seyn pflegt: so war es doch hier so kalt, als bey uns im stärksten Winter. Es fiel beständig Hagel und Schnee.

Die Bay, in welcher sie sich befanden, war sehr gefährlich. James wünschte daher sich aus derselben herauszuhelfen. Am ersten September schiffte er immer längs dem Ufer auf seichtem Grunde hin. Es war ein schöner Tag, und er benutzte ihn, sein Vorhaben auszuführen. Vom 2ten bis zum 10ten aber war das Wetter wieder sehr veränderlich und die Reisenden verloren die Küste nicht aus dem Gesichte; den 4ten und 6ten aber war die Kälte so heftig, daß sie beynahe ihr Vorhaben aufgaben. Dazu kam noch ein fürchterlicher Sturm mit Hagel und Schnee vermischt; die Wellen thürmten sich gleich Bergen in die Höhe, gingen über das Verdeck, füllten den untersten Theil des Schiffes oder den Kiel, mit Wasser an, und drangen bis in die Proviantkammer, wo die Lebensmittel lagen, die dadurch fast ganz unbrauchbar gemacht wurden.

Den 11ten September entdeckten sie eine neue Insel. Der Kapitain ging aus

Land und schickte einige Leute nach einer andern Gegend; aber beyde entdeckten keine Spur von Pflanzen; nicht einmal Sauerampfer oder Löffelkraut, das sie für ihre Kranken nöthig hatten. Das letzte soll gegen den Scorbut gute Dienste leisten.

Den 12ten Sept. erhob sich ein heftiger Südwestwind. Diejenigen, die auf dem Verdecke die Aufsicht hatten, thaten ihre Schuldigkeit nicht pünktlich genug, und dieß zog, wie fast jede unordentliche nachläßige Betreibung der Geschäfte, traurige Folgen nach sich. Das Schiff wurde nemlich auf eine Klippe getrieben und blieb darauf sitzen. Allen schien der Schiffbruch unvermeidlich. Nun war nichts anders zu thun, als sich und einige Nothdürftigkeiten des Lebens zu retten. Es wurden dazu auch gleich Anstalten getroffen. Man schaffte in größter Eile die Zimmermannswerkzeuge, eine Tonne Brod, eine Tonne Pulver, sechs Flinten, ein Feuerzeug, Angeln, Lunten, Pech und dergleichen mehr vom Schiffe, um sich dessen im Nothfalle zu bedienen.

Während einige damit beschäftigt waren, sich mit den nothwendigsten Dingen zu versehen, strichen die andern die Segel, ließen einen Anker fallen, warfen die Kohlen, die vorräthig waren, über Bord, und arbeiteten ohne Aufhören an der Pumpe, um das

eingelaufene Wasser aus dem Schiffe zu schaffen und dasselbe dadurch zu erleichtern. Man wollte selbst das Bier über Bord werfen; dieß geschah indeß nicht. Fünf Stunden lang wurden sie mit solcher Heftigkeit herumgeworfen, daß sie jeden Augenblick befürchteten, das Schiff würde bersten. Doch auch jetzt wurden sie glücklicher Weise vom Untergange gerettet. Sie kamen nach vieler angewendeten Mühe, nach vieler ausgestandenen Angst glücklich über die Klippe weg. Das Schiff war zwar sehr beschädigt, sobald man aber in tieferes Wasser kam, wurde es wieder ausgebessert. Und so wurden unsre braven, mit so vielen Widerwärtigkeiten kämpfenden Engländer von neuem aus der augenscheinlichsten Todesgefahr gerettet. Noch waren sie nicht weit von der gefährlichen Klippe entfernt, als gerade, da sie Anker geworfen hatten, der Wind sich stürmisch nach Westsüdwesten drehte. Wie froh waren sie jetzt, daß sie die Klippe hinter sich hatten! Würden sie noch auf ihr gesessen haben, so wären sie ohne Rettung verloren gewesen.

Ueberall, wohin die Reisenden blickten, sahen sie nichts als Ungemach und Gefahren. James beschloß, weiter nach Westen

hin zu segeln, um vielleicht irgendwo einen sichern Zufluchtsort zu finden. Den 13ten Sept. ließ er die Anker lichten und man fuhr weiter. Allein man fand nirgends, was man suchte. Was sollte nun gethan werden? Die Sache wurde hin und her überlegt. Endlich faßten die Reisenden den Entschluß, nach der Hudsonsbay, von der sie sich entfernt hatten, zurückzukehren. Sie hoften, daß sie dort eine Durchfahrt in dem Canadaflusse finden würden, und sollte diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen, so waren sie fest entschlossen, lieber auf dem festen Lande zu überwintern, als in einer so gefährlichen See voller Klippen, Inseln und seichten Stellen herumzuirren.

Sie fuhren nun nach der Hudsonsbay zurück, hatten auf ihrer Fahrt viel von Stürmen auszustehen und kamen um ihre Schaluppe, die mit Heftigkeit an das Schiff stieß, umschlug und untersank. Nun blieb ihnen nichts mehr übrig als ein schlechtes Both.

Am 14ten Sept. wurde in einer kleinen Bucht der Anker geworfen und sie ruhten hier bis zum 19ten aus. An diesem Tage gingen sie wieder unter Segel, mußten aber bald wieder an diesem Orte Anker werfen. Der Zimmermann besserte das Both aus, und der Kapitain ging ans Land. Hier

fand er nicht die mindeste Spur, daß irgend ein lebendiges Wesen jemals hieher gekommen wäre. Der Nordwind hielt beständig an, und sie sahen keine Möglichkeit, das äußerste Ende der Hudsonsbay zu erreichen. Sie fingen daher an, auf ihr Winterquartier zu denken. Einige schlugen dazu den Hafen Nelson vor, den ihr linker Hand und in der Mitte von der Hudsonsbay findet. Der Kapitain James machte Einwendungen dagegen. Er sagte, daß der Hafen nicht allein gefährlich, sondern daß es auch beynahe unmöglich sey, durch das Eis dahin zu kommen. Die Mannschaft hörte auf diese Vorstellungen, fand sie gegründet und nun wurde beschlossen, eine kleine Bucht seitwärts zu suchen.

Den 4ten October ließ sich der Kapitain an einer Insel aussetzen und sah sich auf derselben um; er fand aber weiter nichts darauf, als einige wilde Beeren. Er bestieg daher wieder das Schiff und fuhr ab; es gieng nur langsam vorwärts, weil die Reisenden sich vor seichtem Grunde und Klippen sorgfältig in Acht nehmen mußten. Den 7ten October schneyete es so arg, daß das Verdeck mit Schaufeln gereinigt werden mußte; der Schnee hing sich so dicht und fest an alle Theile des Schiffs, daß das ganze Gebäude nur Eine Eismasse schien.

Zwar ließ sich den andern Tag die Sonne blicken, aber den Schnee konnte sie nicht schmelzen, und die Kälte nahm so sehr überhand, daß manche Geräthschaften selbst beym Feuer kaum aufthauten. Die Segel waren so steif von Eis, daß sie die Matrosen kaum bewegen konnten.

Solche Hindernisse sahen unsre braven Reisenden vor sich. Sie benahmen ihnen alle Hoffnung, weiter zu kommen und sie entschlossen sich kurz, auf einer nahen Insel zu überwintern. — Mehrere von der Mannschaft lagen krank. Man landete. Der Zimmermann baute nebst einigen andern eine Hütte für die Kranken, damit sie sich in derselben erhohlen möchten. Der Kapitain durchstrich mit einigen andern die Insel, fand aber nichts, wovon er den geringsten Gebrauch machen konnte und kam, ohne etwas ausgerichtet zu haben, matt und ermüdet zurück.

Den 12ten brachten sie das größte Segel ans Land, um die Hütte damit zu bedecken, die, wie man sich leicht vorstellen kann, mit keiner ordentlichen Wohnung, wie wir zu sehen gewohnt sind, zu vergleichen war. Sechs Leute erhielten von dem Kapitain, die mit ihm ans Land gestiegen waren, zwey Hunde, um auf Bären oder anderes Wild Jagd zu machen. Eigentlich

sollten sie des Abends aufs Schiff zurückkehren, allein, weil sie zu dergleichen Geschäften gebraucht wurden, so erhielten sie die Erlaubniß, am Lande zu bleiben.

Am folgenden Tage kamen einige Matrosen zu dem Kapitain und bathen ihn, er möchte ihnen erlauben, das Land zu durchziehen. Dieß erlaubte er ihnen, aber nur unter der Bedingung, daß sie sich nicht von einander trennen, und daß sie einen bequemen Hafen aufsuchen sollten, wo man das Schiff in Sicherheit bringen könnte.

Am 15ten kehrten sie zurück, und brachten — eine kleine magere Gemse mit und erzählten, daß sie auf ihren Streifereyen mehrere Thiere dieser Art gesehen hätten. Uebrigens wäre das Land unbewohnt und kein guter Hafen zu finden. Um sich davon völlig zu überzeugen, begab sich der Lieutenant Wilhelm Clement nebst fünf Mann ans Land und durchsuchte es auch. Sie kamen aber ebenfalls unverrichteter Sache zurück. Was das Schlimmste dabey war, so lief diese Streiferey nicht ohne Unglück ab. Der Gehülfe des Konstablers war auch mit gegangen. Sie kamen an einen Teich, der nur halb gefroren war. Der erwähnte Gehülfe des Konstablers wollte zu den andern kommen, und hätte einen kleinen Umweg machen müssen. Die-

sen scheute er, und, um sich denselben zu ersparen, lief er — über den Teich weg. Das Eis brach ein. Der Unglückliche sank unter und niemand war im Stande, ihn zu retten. Er wurde ein Opfer des Todes, aus lauter Bequemlichkeit.

Den 9ten November wurde das Both mit vieler Mühe ans Land gebracht, weil alles noch voll Schnee und Eis war. Die Matrosen gruben neben der Hütte einen Brunnen. Wie groß war ihre Freude, als sie auf vortreffliches Trinkwasser kamen! so groß als ihr Schrecken, in welchen sie den 12ten des Monates versezt wurden. An diesem Tage kam nemlich in der Hütte ein Feuer aus. Glücklicher Weise that es keinen beträchtlichen Schreken, denn es wurde bald wieder gelöscht. Dieser Vorfall machte sie indeß doch sehr vorsichtig. Wollten sie sich etwas erwärmen: so hatten sie ein großes Feuer nöthig, welches Tag und Nacht unterhalten werden muste. Dabey konnte aber leicht eine Feuersbrunst entstehen, und durch diese ihr ganzer Vorrath in der Hütte vernichtet werden.

Wie entsetzlich die Kälte auch in der Hütte war, in der doch beständig Feuer brannte, kann man schon daraus sehen. Dem Con-

stabler war das Bein abgenommen worden. Er lag an seinen Wunden leidend, unter dicken Decken in der Nähe eines Feuers und doch froren die Pflaster an seinen Wunden. Man reichte ihm spanischen Wein, der ihn erwärmen sollte; aber die Flasche fror vor seinem Bette. Er starb den 23sten November und sein Körper wurde in die See geworfen.

Den 23sten dieses Monats thürmten sich große Eisberge um das Schiff herum, stießen unaufhörlich auf dasselbe, und setzten es in die größte Gefahr, zertrümmert zu werden. Auch drohte das Ankertau jeden Augenblick zu zerreißen. Diejenigen, die sich auf dem Schiffe befanden, gaben in dieser großen Gefahr Nothzeichen, die von Ufer beantwortet wurden, ohne daß man ihnen helfen konnte, denn es war Nacht. Sobald aber der Tag anbrach, ruderte man mit dem Bothe dahin. Man sah ein, daß weder Anker noch Taue so mächtige Stöße des Eises und der See aushalten würden und daß das Schiff leicht zerschmettert werden könnte. Um es zu erhalten, beschloß man, dasselbe auf den Strand zu setzen. Diesem Entschluß zu Folge näherte man es so viel als möglich dem Ufer, und brachte das Pulver nebst dem Mundvorrathe in dem Both nach der Hütte. Das Schiff blieb zwey

Fuß tief im Sande sitzen, wurde aber noch immer von den Wellen und dem Eise herumgeworfen, daß der Kapitain dem Zimmermanne befahl, ein Loch in den Boden desselben zu bohren. Binnen sechs Stunden ward es mit Wasser angefüllt und blieb ruhig liegen. Um es noch fester zu setzen, warf man alles Tauwerk, die Nothanker und mehreres anderes Geräthe auf den untersten Boden oder Kiel des Schiffes. Als man damit fertig war, stiegen den 29sten Nov. siebzehn Mann in das Both; aber das Wasser war von dem häufigen gefrornen Schnee so dick geworden, daß sie nur mit großter Mühe das Ufer erreichen konnten.

Schon war es finstre Nacht, als sie das Both in Sicherheit gebracht hatten. Sie wandelten zur Hütte, aber kaum konnten sie den Weg zu ihr finden. So wie sie in derselben ankamen, machten sie ein großes Feuer, und tranken zur Erhohlung — vielleicht ein gutes Glas Wein? — Nein, ein Glas geschmolznes Eiswasser, wozu noch einem jeden ein Stück Brod gereicht wurde. Gewiß hat dies einfache Erhohlungsmal den braven Engländern besser geschmeckt, als manchem vornehmen Prasser ein Gericht Schnepfen und ein Fläschchen Zypernwein. Denn sie hatten tüchtig gearbeitet; Arbeit verschaft Hunger, und Hunger ist

der beste Koch und die treflichste Würze des Mahles. Vielleicht hat mancher von meinen jungen Lesern die Wahrheit davon schon an sich selbst erfahren. Dabey fällt mir eine Anecdote von einem mächtigen Könige ein, der Darius hieß und in Persien regierte. Dieser war an eine üppige, prächtige Lebensweise gewöhnt. Auf seine Tafel kamen nicht nur außerordentlich viele, sondern auch die ausgesuchtesten, wohlschmeckendsten Gerichte und Weine. Einst traf es sich aber, daß er in die Flucht geschlagen wurde, und in einer unbewohnten Wüste herumirrte. Er hatte den quälendsten Durst, sah aber nirgends eine Quelle. Endlich kam er an eine Pfütze und fand darin Wasser. Aber welch ein Wasser? Schon halb faul, sah es trübe aus, und war von Aesern, die darin lagen, verunreinigt worden. Und doch trank der reiche, mächtige Perser König von diesem stinkenden Wasser und versicherte darauf, er habe in seinem Leben noch nichts angenehmeres getrunken. Eine ähnliche Anecdote wird von einem König in Aegypten, Ptolomäus, erzählt. Dieser zog einst durch dieses Land. Sein Gefolge blieb zurück und er sah sich allein. Bald stellte sich der Hunger ein. Der König kam an eine kleine Hütte, ging hinein und verlangte etwas

zu essen. Man reichte ihm ein Stück hausbacken Brod. Er verzehrte es und ob er gleich an eine wohlbesetzte Tafel gewohnt war: so sagte er doch, daß ihm dieses Stück Brod, unter allem, was er in seinem Leben gegessen hätte, am besten geschmeckt habe.

Doch wieder zu unsern Reisenden zurück. Als sie in der Hütte Platz genommen hatten, entstand ein kleiner Streit über ihre gegenwärtige Lage. Der Schiffszimmermann behauptete, das Schiff sey für verloren zu achten. Denn, wenn es auch nicht im Wasser versänke: so fehle doch das Steuerruder, und daher würde man sich desselben nicht mehr bedienen können. Diese Rede hätte leicht die Mannschaft muthlos machen können. Da trat aber der Kapitain auf und sagte seine Meinung, die anders lautete. Er forderte seine Leute auf, den Muth nicht sinken zu lassen, sondern, im Vertrauen auf die Beyhülfe des Himmels, das Beste zu hoffen. Was ist denn weiter, sagte er in männlichem Tone, wenn wir auch das Schiff verloren geben? Wir selbst sind dann noch nicht verloren. Denn aus den Trümmern desselben können wir ja ein kleineres Fahrzeug, eine Pinasse, *)

*) Was eine Pinasse für ein Schiff sey, ist schon in dem 1. Theile S. 44. erklärt worden.

bauen, und auf dieser nach England zurückkehren. — Diese Rede machte Eindruck. Die Mannschaft fand sich beruhigt und alle Zaghaftigkeit verschwand. Solche Würkungen können vernünftige Vorstellungen eines braven muthvollen Mannes hervorbringen, zu dessen Einsichten und Redlichkeit man Zutrauen gefaßt hat.

Die Leser fragen vielleicht, was der Schiffszimmermann dazu gesagt habe? Wäre er ein streitsüchtiger, eigensinniger Mann gewesen: so würde er höchst wahrscheinlich sich gegen den Kapitain erklärt und seine Vorstellungen zu entkräften gesucht haben. Allein dieß war er nicht. Denn höret nur, wie gut er sich dabey benahm. Er sprang auf und versprach, daß er alle seine Kräfte anwenden wolle, seine Gefährten wieder von hier wegzubringen, wenn sie ihm bey seinen Arbeiten behülflich seyn wollten. Ich hoffe, setzte er hinzu, auf dieser Insel hinlängliches Holz zu finden, um eine Pinasse zu bauen. Das Schiff kann unzerlegt bleiben, denn es könnte ja doch wohl geschehen, daß es ganz bliebe, und daß wir uns dann desselben bedienen könnten.

Als dieß die übrigen hörten, riefen sie mit lauter Stimme, daß sie ihm in allen Stücken behülflich seyn, und alles für das gemeine Beste thun wollten. Der Kapitain

Bayerische
Staatsbibliothek
München

freute sich freylich über diesen guten Willen seiner Leute, und versprach, die Arbeitenden gut zu bezahlen. Um den Zimmermann aufzumuntern, schenkte er ihm etwa zehn Pfund Sterling an Silbergeschirr und versprach noch überdieß, ihm die Pinasse, die er bauen würde, nach ihrer Rückkehr nach England zu schenken, und noch fünf Pfund Sterling zuzulegen.

Den ersten December wagten sich einige Matrosen mit dem Both durch das Eis bis ans Schiff, um einige nothwendige Dinge zu hohlen; aber die Nacht übereilte sie, so daß sie sich genöthigt sahen, sie auf dem Schiff zuzubringen. Sie hatten vieles von der Kälte auszustehen, und den andern Morgen nahm diese so sehr zu, daß sie vom Schiffe bis ans Ufer über das Eis weggehen konnten, und getrocknete Fische nebst einigen Decken und Betten hinzutragen. Letztere waren zwar von der Nässe und Kälte beynahe verdorben, aber in der Noth, in der sie sich jetzt befanden, war ihnen auch das Geringste willkommen, womit sie sich nur etwas gegen die Kälte schützen konnten.

Den dritten December war das Wetter etwas gelinde, einige Matrosen wollten über das Eis gehen, es brach aber unter ihren

Füssen zusammen und sie waren der Gefahr ausgesetzt, zu ertrinken. Der eingetrettene Westwind führte viele Eisstücke herbey, welche stark gegen das Schiff stießen, und dasselbe hin und wieder beschädigten. Das Both mußte ausgeeiset, und schwebend neben das Schiff an Tauen aufgehangen werden, damit man sich dessen im Nothfalle bedienen könne.

Vom 3ten bis zum 18ten wurde alles, was brauchbar war, von dem Schiffe nach der Hütte gebracht, während daß der Zimmermann nebst seinen Gehülfen Holz zur Pinasse aufsuchte. Das war eine beschwerliche Arbeit. Die armen Leute erfroren während derselben oft die Finger, die Nase, die Backen, und die Kälte stieg mit jedem Tage. Meine Leser wissen, daß es gefährlich sey, aus der Kälte gerade zu in eine warme Stube zu tretten. Daß dieß böse Folgen nach sich ziehe, erfuhren auch unsere Reisenden. Diejenigen, welche sich aus der strengen Luft dem Feuer zu schnell näherten, bekamen Beulen und Geschwüre. Auch der Brunnen fror jetzt zu, und nöthigte sie, Schneewasser zu trinken. Dieß pflegt in diesem Lande einen üblen Einfluß auf die Gesundheit zu haben. Man bekommt davon Hautkrankheiten und Brustbeschwerden. Man hatte zwar noch spanische Weine und gebrannte Wasser, aber sowohl diese als

auch der Essig und das Oehl, das vorrä=thig war, war gefroren und in Stücken Eis verwandelt. Endlich wurden sie ganz mit Schnee bedeckt, die Matrosen waren genö=thigt, wann sie aus der Hütte gehen wollten, sich erst einen Ausweg zu bahnen. Aber in der Nacht wurde alles von neuem mit Schnee verweht, und der Ausgang aus der Hütte mußte am Morgen aufs neue geöffnet wer=den.

Der Mangel an süßem Wasser war für sie sehr drückend. Der Kapitain James er=innerte sich, daß er, als er das erste Mahl auf dieser Insel sich umgesehen, am Fuße eines Hügels eine süsse Quelle entdeckt habe. Damals ließ er in der Nähe derselben einige Bäume abhauen, um den Ort dadurch zu bezeichnen und einmahl wieder zu erkennen. Er schickte einige Leute aus, um ihn auf=zusuchen. Diese waren so glücklich, die Quelle zu entdecken. Sie brachten den übrigen sü=ßes Wasser mit, und verursachten dadurch eine allgemeine große Freude.

Es näherte sich das Weihnachtsfest. Ob=gleich unsre Reisenden sich in so armse=ligen bedrängten Umständen befanden: so begiengen sie dieses Fest doch feyerlich. — So oft es die Kälte erlaubte, giengen sie

aus, um Holz zum Feuer herbey zu schaffen, arbeiteten an der Pinasse, und besorgten den Zugang zur Hütte und zum Vorrathshause von Schnee und Eis. Im Februar war die Kälte so grimmig, daß diejenigen, welche ausgiengen und sich im Freyen etwas verweilten, ihre Zähen verloren. Auch schwoll ihnen das Zahnfleisch so sehr an, daß sie beynahe keine Nahrung mehr zu sich nehmen konnten. Arzneyen konnten nicht ordentlich eingenommen werden, weil sie, so wie jede andere Flüßigkeit, zu Eis froren. Alle Uhren blieben stehen und der Erdboden war zehn Fuß tief gefroren.

So groß waren die Widerwärtigkeiten, die unsre Reisenden zu leiden hatten. Menschen, die im Winter selten von der Seite des Ofens kommen, und dann, wann sie sich auch einmahl der rauhen Decemberluft aussetzen, sich gleich mit Muffen und Pelzkleidern verpanzern, werden es kaum glauben, daß ein Mensch so viel Ungemach ertragen könne, und doch lehrt dieses die Erfahrung. In dem Menschen liegt eine unglaubliche Kraft. Nur schlummern darf er sie nicht lassen, nur gebrauchen muß er sie, und er wird Widerwärtigkeiten ertragen, an die er sonst nicht ohne Schauern denken konnte. Ich glaube zwar nicht, daß irgend einer von euch, meine jungen Leser, so wie Kapitain

James, in der Hudsonsbay oder Grönland überwintern werde, aber dessen ungeachtet kann ich mich nicht enthalten, euch aufzufordern, daß ihr euch schon in eurer Jugend an rauhe Luft und Kälte und an Ertragung manches Ungemachs gewöhnet. Ihr könnt leicht in Lagen kommen, wo euch dieses von ausserordentlichem Nutzen seyn kann. Denkt nur an unsre wackern Reisenden! Wie höchst unglücklich würden sie gewesen seyn, wenn sie Weichlinge gewesen wären!

Wir wollen einige Monathe, die sie in dieser kalten Gegend verlebten, mit Stillschweigen übergehen; denn es läßt sich weiter nichts darüber sagen, als daß sie unglaublich viel von der Kälte zu leiden und noch manches andere Ungemach zu bestehen hatten.

Den 15ten März glaubte einer von den Leuten eine Gemse gesehen zu haben, und bath den Kapitain um Erlaubniß, nebst ein Paar andern Jagd darauf zu machen. Sie erhielten diese, und giengen fort. Aber so sehr sie sich auch Mühe gaben, eines solchen Thieres habhaft zu werdeu: so gelang es ihnen doch nicht. Abends kehrten sie ganz ermattet zurück! Die Kälte hatte sie so angegriffen, daß sie vierzehn Tage lang weder Hände noch Füße bewegen konnten, indem sie überall voll Beulen waren. Dieß alles

schreckte drey andere nicht ab, auch auszugehen, um eine Gemse zu schießen. Aber auch diese kamen unverrichteter Sache, und noch elender zurück, als jene erste. Sie befanden sich so übel, daß sie beynahe gestorben wären.

Da man zur Unterhaltung des Feuers viel Holz nöthig hatte: so war es eine höchst unangenehme Sache, daß alle Aexte und Beile von der Kälte zersprungen oder beschädigt waren. Das Holz zur Pinasse und zum Heitzen war auf diese Weise äußerst schwer zu erhalten. Dessen ungeachtet verlor man den Muth nicht, und arbeitete an der Pinasse mit Eifer fort. Aber jetzt ereignete sich etwas, was für sie sehr schmerzhaft seyn, und ihre Hofnungen schwächen mußte. Der Zimmermann und vier seiner Gehülfen, die bis dahin unaufhörlich gearbeitet hatten, wurden so krank und schwach, daß sie sich nicht mehr bewegen konnten. Auch der Bothsmann und einige Matrosen legten sich hin, so daß nur noch fünf Mann übrig waren, welche etwas zu essen vermochten. Man denke sich die Lage der Unglücklichen!

Der Kapitain blieb sich in seinem Muthe und in seiner Thätigkeit gleich, und wollte mit den fünf Gesunden versuchen, das Schiff von dem Eise zu befreyen, mit dem es an-

gefüllt war, um sich desselben bey gelinderer Witterung wieder bedienen zu können. Zu dieser Arbeit hatten sie aber tüchtige Werkzeuge nöthig. Allein gerade an diesen mangelte es. Sie hatten bloß zwey eiserne Stangen und vier zerbrochene Schaufeln. Und doch machten sie sich an die Arbeit.

Den 16ten April war das Wetter heiter; das Verdeck wurde von dem Schnee, der darauf lag, gereiniget, und in der Hütte zündeten sie Feuer an, um sie zu trocknen.

Den 17ten zogen sie den Anker, welcher unter dem Eise gelegen hatte, wieder an Bord. Das Both fanden sie zertrümmert, und da es ohnedieß zu klein gewesen wäre, alle Leute zu fassen, und die See auszuhalten, so blieb jetzt nichts mehr übrig, als sich gänzlich auf das Schiff zu verlassen. Denn der Zimmermann war so schwach, daß sie nicht ferner auf seine Hülfe, also auch nicht auf die Pinasse rechnen konnten.

In der Hütte war der Jammer ungemein groß. Das Elend der Kranken stieg immer höher und der Schiffsmeister nebst zwey andern Matrosen entschlossen sich, aufs Schiff zu gehen und dort zu bleiben, weil sie das Jammern und Schreyen ihrer leidenden Gefährten nicht länger ertragen konnten. So traurig war die Lage der Unglücklichen!

Die übrigen Tage des Aprils wurden mit Ausbesserung und Reinigung des Schiffs zugebracht, wozu alle Hände aufgebothen wurden, die noch in Stande waren, zu arbeiten. Den 20ten regnete es den ganzen Tag, worüber sie sich ungemein freuten, da dieses ihnen das Ende des Winters und die Rückkehr des Frühlings verkündigte. Die Hoffnung, auf diese Weise bald ihre Leiden geendigt zu sehen, belebte sie und erfreute ihr Herz. Allein den 30ten war es wieder kalt, indeß schlug sie dieß nicht nieder; die Freude über den Regen ließ sie alles vergessen. Sie hohlten an einem Abend ihren besten Wein herbey und tranken die Gesundheit ihrer entfernten Freunde und Freundinnen.

Der 4te May war für sie ein sehr erfreulicher Tag. Der Schnee fieng an zu schmelzen, und sie erblickten eine Menge Kraniche und wilde Gänse, die aber so schüchtern waren, daß man sich ihnen nicht nähern konnte. Der Kapitain und ein Paar andere machten zwey Stunden lang vergebliche Jagd auf sie, kamen aber matt und kränklich zurück, ohne etwas geschossen zu haben. Sie hatten immer im hohen Schnee marschieren müssen, und glaubten die Beine zu verlieren. Der Gehülfe des Schiffsmeisters, John Warden, starb, und wurde den 6ten May begraben.

Den 9ten gieng man nach dem Schiffe, um einige Lebensmittel, die noch darin lagen, zu hohlen. Man brachte fünf Tonnen Rind- und Schweinefleisch, und vier Tonnen Bier und Cider (Aepfelwein) aus dem Schiffskiel herauf, welches alles sich glücklicher Weise sehr gut erhalten hatte. Aber das Steuer- oder Hauptruder war dahin, und der Verlust desselben schien für jetzt unersetzlich.

Den 15ten ließ der Kapitain ein kleines Stück Feld umarbeiten, und besäete es mit Erbsen, in der Hoffnung, durch dieses Gemüse seinen Kranken einige Erquickung zu verschaffen.

Den 18ten litten sie einen großen Verlust. Es starb der wackre Schiffszimmermann, Wilhelm Cole. Vor seinem Tode hatte er die Pinasse beynahe vollendet. Sie war gut gebaut, siebenundzwanzig Fuß lang, und zehn Fuß breit. An diesem Tage fanden sie auch den Körper jenes Gehülfen des Konstablers, der, weil er einen kleinen Umweg scheute, einbrach und unter dem Eise sein Leben verlor. Der Kapitain ließ ihn herausziehen und neben dem andern begraben. Der Körper war noch ganz Fleisch und ohne Geruch, nur schien sich das Fleisch von den Knochen zu lösen. Das erste wird vielleicht der größere Theil meiner jungen Leser zu erklären wissen.

Der Schnee sank nun auf der ganzen Insel sichtbar zusammen, aber das Eis in der Bay hielt noch fest, ungeachtet die Sonne zuweilen sehr heiß brannte. Den 24sten gieng es endlich mit großem Krachen auf, und wurde von der Fluth fortgeführt. Das Schiff blieb dabei unbeschädigt. Welche Freude dieß Ereigniß verursachte, kann man sich leicht vorstellen. Diese wurde dadurch noch mehr vergrößert, da an demselben Tage der Matrose David Harmon, als er mit einer Lanze das Eis durchstieß, das verlorne Steuerruder entdeckte und es herauszog. Den 30sten May war der ganze Strich von dem Ufer bis zum Schiffe vom Eise frey. Man kann sich kaum vorstellen, wie laut und innig die ganze Mannschaft darüber frohlockte. Denselben Tag fanden sie auch einige grüne Erbsen, welche sogleich für die Kranken gekocht wurden. Auch setzte man die Segel und Taue in Stand, und brachte die Fische und andern Mundvorrath an die freye Luft. Der Kapitain und der Schiffsmeister waren die einzigen, welche gesalzene Speisen vertragen konnten.

Im Anfang des Junius gewann alles wieder eine andere Gestalt. Die Kälte nahm von neuem überhand und wurde so stark,

daß alles in der Hütte gefror: doch hielt sie nicht lange an. Die grünen Erbsen, welche in Fleischbrühe, Oehl oder Essig gekocht wurden, verschafften den Kranken ungemeine Linderung; sie besserten sich mit jedem Tage, die Zähne wurden wieder besser, und die Geschwulst des Zahnfleisches verminderte sich, so daß sie bald wieder gesalzenes Fleisch essen konnten.

Den 10ten Junius entstand ein Gewitter, und die Luft war so schwül, daß verschiedene von den Leuten sich in der See badeten. In den Teichen fanden sie eine Menge Fische, die sie aber aus Furcht, daß es Kröten seyn möchten, die sie vielleicht für giftig hielten, nicht zu essen wagten. Der Boden wimmelte von Ameisen, und die Luft war mit Schmetterlingen und andern fliegenden Insecten angefüllt, hauptsächlich aber mit Schnaken. Der Kapitain James behauptet, daß diese Thiere aus verfaultem Holze entstehen. Was denket ihr jungen Leser dazu? —

Den 20sten Junius brachten sie das Schiff wieder auf den Platz, wo es im vorigen Jahre gelegen hatte. Den 24sten errichteten sie aus einem der höchsten Bäume ein Kreuz, und hiengen die Bildnisse des Königs und der Königin von England, versehen mit einer bleyernen Kapsel, daran.

An diese Kapsel hängten sie ein Paar Englische Geldmünzen. Dieß Kreuz befestigten sie hierauf an der Stelle, wo ihre Cameraden begraben lagen und nahmen dann im Nahmen seiner Groß-Brittanischen Majestät förmlichen Besitz von der Insel. Es war nemlich damals Sitte, daß Seefahrer, wenn sie ein unbekanntes Land entdeckten, im Nahmen desjenigen Fürsten, unter dem sie standen, Besitz davon nahmen.

Den 25sten Juni brachte der Bothsmann das Tauwerk und den Mundvorrath in Ordnung, und besorgte das übrige an Bord. Gegen zehn Uhr begab sich der Kapitain nebst einem Matrosen unter den höchsten Baum der Insel, und zündete dort Feuer an. Dann stieg er auf den Baum hinauf, um zu sehen, ob man ihm irgend wo durch ein ähnliches antworten würde. Kaum war er aber oben, so steckte der Matrose unvorsichtiger Weise das untenstehende Gesträuch an, und der Wind trieb das Feuer von Hecke zu Hecke bis zu dem Baume selbst, so, daß der Kapitain einen gefährlichen Sprung machen mußte, um nur den Flammen zu entgehen. Das Feuer verbreitete sich in der Nacht über die ganze Insel, und ergriff sogar die Wohnungen der Engländer, welche eben waren ausgeleert worden, und so wurde die Hütte nebst der Vorrathskam-

mer in die Asche gelegt. Das Feuer dauerte zwey Tage lang, und griff weit um sich.

Den 26sten Abends hatte die gesammte Mannschaft einen der glücklichsten Augenblicke ihres Lebens und gewiß den glücklichsten in dieser Gegend. Sie ging nemlich in Einem Zuge an Bord und sollte nun bald das Ende ihres Ungemachs und ihrer Noth sehen.

Den 27sten, 28sten und 29sten brachten sie das Wasser und Brennholz vollends an Bord. Letzteres war zum Theil von der Pinasse, welche sie, da sie ihnen nicht weiter helfen konnte, wieder zerschlagen hatten. Die Bay war jetzt frey von Eis, weil der Wind alles gegen Norden getrieben hatte. Aber die Witterung war höchst ungesund, denn am Tage war die Hitze unerträglich, und die Nacht über froren die Teiche Zoll dick, und nichts ist der Gesundheit nachtheiliger, als eine solche Abwechselung der Witterung. Am unerträglichsten aber waren die Schnaken, von denen sie unaufhörlich gestochen wurden; um ihnen zu entgehen, mußten sich die Leute Säcke machen, in welchen sie schliefen; dennoch fanden diese Plagethiere immer einen Eingang und verursachten durch ihre Stiche kleine Beulen, welche unerträglich juckten.

Der erste Julius, der gerade ein Sonntag war, war für sie ein freudevoller Tag. Sie steckten an demselben die Flagge auf, und schmückten es nach Möglichkeit aus. Hierauf begab sich die gesammte Mannschaft in Prozession oder in einem feyerlichen Zuge nach dem Platze, wo das Kreuz errichtet war. Hier verrichtete der Kapitain ein Gebet, worinn er dem Himmel für seine und seiner Gefährten Erhaltung auf dieser öden, rauhen Insel herzlich dankte. Dann setzten sich alle nieder, und speisten. Den Ueberrest des Tages wenderen sie dazu an, daß sie die umherliegenden Anhöhen bestiegen. Von hier konnten sie deutlich genug die Verwüstungen übersehen, die das Feuer angerichtet hatte. Nach ihrer Schätzung hatte es auf sechzehn Englische Meilen weit um sich gegriffen. Auch fanden sie hier ein dem Löffelkraut ähnliches Kraut, und sammelten eine Menge davon, welches ihnen, nachdem es gekocht war, eine angenehme Speise gewährte.

Ihr Entschluß war nun, dieß Land gänzlich zu verlassen; daher setzte der Kapitain einen umständlichen Bericht von der ganzen Unternehmung auf, verschloß denselben in eine bleyerne Büchse, und hing sie an dem Kreuze auf. Hierauf stiegen sie sämmtlich

wieder ins Both, und verließen ihren bisherigen Aufenthalt gänzlich.

Der Boden der Insel, auf welcher der Kapitain James überwintert hatte, und die in der Hudsonsbay liegt, besteht aus einem sehr feinen Sande, welchen der Wind oft wegführt und der dadurch den Augen sehr beschwerlich fällt. Er ist mit einer Art blaß grünen Moose, mit Hecken von Geniste und andern unfruchtbaren Sträuchen, wie auch mit Wachholder- und Fichtenbäumen bewachsen, die jedoch nicht dick sind. Bey ihrer Ankunft an diesem Orte schoßen die Engländer eine Gemse, und sahen deren noch einige wenige, aber späterhin erblickten sie nicht leicht wieder eine. Auch trafen sie außer Bären und Füchsen noch zwey bis dreyerley Gattungen vierfüßiger Thiere daselbst an. Einige Dutzend Füchse wurden in Fallen gefangen, und zum Gebrauch der Kranken verwendet. Im May sahen sie auch wilde Aenten und Gänse, und weiße Repphüner, wovon sie aber nur wenige schossen, weil ihr Pulbervorrath beynahe zu Ende war.

Die Stelle, wo James mit seinen Leuten überwintert hatte, war eine Art von Gebüsch, mit dicken Bäumen beschattet,

und durch einen kleinen Hügel vor dem Nordwinde gesichert. Eine Wohnung hier zu bauen, war mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Die Engländer schlugen eine Anzahl Pfähle dicht neben einander, und flochten sie mit einer Art von Weiden fest zusammen. So entstand ihre Hütte. Sie war ohngefähr sechs Fuß hoch und hatte oben an beyden Enden eine Oeffnung, durch die der Rauch hinausging und die ihnen zugleich als Fenster diente. Etwas weiter hin hatten sie eine andere Hütte, welche oben mit Brettern bedeckt, und in- und auswändig mit Gesträuch wohl verwahret war. Ganz oben lagen die großen und kleinen Segeltücher, welche zu beyden Seiten herabfielen und nicht wenig zur Erhaltung der Waaren beytrugen. In der Mitte dieser, zwanzig Schuh langen Hütte, stand der Herd, und rings um das Feuer herum lagen die Betten der Matrosen, einen Fußhoch von der Erde, welche überdieß mit Brettern bedeckt war, um die Feuchtigkeit abzuhalten.

Zwanzig Schuh weiter war eine dritte kleinere Hütte von Pfählen errichtet, in der die Speisen zu bereitet wurden, und wo sich die Schiffsjungen den größten Theil

des Tages aufhielten. In einiger Entfernung lag das Vorrathshaus. Der Mundvorrath der Engländer bestand in gesalzenem Rindfleisch, Schweinfleisch und Fischen. Die Austheilung der Speisen geschah folgender Maßen:

Des Sonntags erhielten sie Schweinfleisch und Erbsen, des Abends Suppe und Rindfleisch. Dann hatten sie mitunter Fleischbrühe und Fische. Diejenigen, welche dergleichen Speisen nicht vertragen konnten, erhielten Grütze oder Brodkrummen mit Oehl, wozu manchmal noch durchgeschlagene Erbsen kamen. Ihr gewöhnliches Getränke war Wasser; diejenigen, die am kränklichsten und schwächsten waren, erhielten täglich ein Maß schwachen Wein, und jeden Morgen ein Glas Brantwein, doch muß dabey bemerkt werden, daß diese beyden Getränke durch den Frost beynahe ihre ganze Kraft verloren hatten. Wann sie sich einmal einen guten Tag machen wollten, vermischten sie sieben Krüge Wasser mit einem Kruge Wein, und waren bey diesem schwachen Getränke so munter und vergnügt als möglich.

Soviel von dem Aufenthaltsorte und der Lebensweise unsrer wackern Engländer

in der Hudsonsbay. Nun zu ihrer Reisegeschichte zurück.

Am zweyten Julius verbreitete sich auf dem Segelfertigen Schiffe ein allgemeiner Jubel, denn der Kapitain James ließ die Anker lichten und man nahm nun von einer Insel Abschied, auf der man so viele Drangsale gelitten hatte. Das Schiff fuhr ab. Es segelte leicht, und schien vollkommen im Stande zu seyn, die folgende Reise auszuhalten.

Sie landeten bald darauf an einer Insel, um sich dort mit Holz zu versehen. Während die Matrosen mit Fällen desselben beschäftigt waren, nahm der Kapitain etwas anderes vor. Er sah Pfähle stecken und zog aus Neugierde einige davon aus der Erde, und fand Spuren daran, daß sie mit Aexten oder andern eisernen Instrumenten zugespitzt worden waren. Dieß brachte ihn auf die sichere Vermuthung, daß sich in dieser Gegend Menschen aufhielten. Er wünschte sehr, irgend einen von den wilden Bewohnern zu sehen und zu sprechen, um

vielleicht einige nähere Nachrichten, dieß Land betreffend, von ihnen zu erhalten, oder wohl gar, zum Besten seines Vaterlandes, eine Art Tauschhandel mit ihnen zu errichten. Allein sein Wunsch blieb unerfüllt.

Den Tag darauf steuerten sie gegen Westen; zu Mittage erblickten sie gegen Norden hin eine große Menge Eis, und das westwärts gelegene Land schien ganz damit bedeckt. Der Kanal, worin sie sich befanden, war voller Klippen und seichten Stellen, daher sie beständig mit dem Senkbley in det Hand fortsegeln mußten.

Den 22sten Juli entdeckten sie Land, und erkannten das Vorgebirg Marie Henriette. Hier warfen sie Anker, und der Kapitain ging mit Flinten und Hunden ans Land, in der Hoffnung, einige Gemsen zu schießen. Er hatte deren verschiedene Haufen gesehen; allein diese Thiere hielten den Schuß nicht aus, sie flohen immer davon und konnten von den Hunden nicht eingeholt werden. Des Abends fuhren die Reisenden weiter.

Sechs Wochen lang trieben sie sich auf dem Meere herum, und hatten viel mit seich-

ten Stellen und Eis zu kämpfen; die Matrosen mußten beständig mit langen Stangen die großen Eisstücke, die auf sie zuflossen, abzuhalten suchen. Einmal erhob sich der Wind so heftig, und trieb das Eis mit solcher Gewalt gegen das Schiff, daß sie jeden Augenblick zu versinken glaubten. Die Nächte waren so finster, daß sie selbst auf dem Schiffe die Gegenstände nicht unterscheiden konnten; am Tage war es wegen des undurchdringlichen Nebels nicht viel besser.

Die Nächte waren lang und so kalt, daß man beynahe weder Segel noch Tauwerk regieren konnte. Dazu kamen Windstöße, welche dem Schiffe jeden Augenblick den Untergang drohten. Der Winter schien noch in seiner ganzen Strenge zu herrschen und die See war noch voller Eis. In dieser unangenehmen Lage blieb ihnen nichts mehr übrig, als wieder nach der Hudsonsbay zurückzukehren, aber dazu war der Wind nicht günstig, auch lag ihnen zuviel Eis im Wege. Ueberdieß war das Schiff in so schlechten Umständen, daß sie beständig an der Pumpe arbeiten mußten, um das eindringende Wasser heraus zuschaffen.

Unter diesen Umständen fühlten sich die Officiere bewogen, den Kapitain zu ersuchen,

diese Entdeckungsreise in diesem gefährlichen Meere nicht weiter fortzusetzen, sondern wieder nach England zurückzukehren, besonders da es noch überdieß höchst unwahrscheinlich war, daß man in diesen Gegenden noch einige Entdeckungen machen würde. Sie setzten am 25sten August ihre Vorstellung schriftlich auf, unterzeichneten dieselbe und überreichten sie dem Kapitain.

James überlegte die Sache, und da er die Vorstellung der Officiere gegründet fand: so beschloß er, ihrem Gesuche nachzugeben. Er befahl sogleich dem Steuermanne, umzuwenden, und auf England loszusegeln.

Sie litten auf dem Weg dahin noch manches Ungemach; kamen aber endlich im September glücklich auf der Rehde von Bristol an. Der Zusammenlauf von Neugierigen, die sie sehen wollten, war sehr groß. Jedermann war über ihre Ankunft erstaunt und erfreut, denn man hatte sie beynahe für verloren gegeben. Noch mehr aber staunten sie selbst, als sie jetzt ihr Schiff im Hafen auf die Seite legten, und es in einem höchst elenden Zustande

fanden, so, daß es ein Wunder schien, daß sie mit demselben nicht versunken waren.

Das frohe Gefühl der wackern Männer, nach so vielen glücklich überstandenen Drangsalen, und der Erreichung ihres Vaterlandes, — wer mag dieses mit Worten ausdrücken! und wer wird ihnen, die in ihrer Noth den Muth nicht sinken ließen, sondern durch Thätigkeit und Beharrlichkeit sich zu retten suchten, nicht gerne seine Hochachtung schenken! Uns sey ihr Beyspiel eine kräftige Ermunterung, wenn uns Widerwärtigkeiten treffen. Lasset uns, gleich ihnen, unser Herz dann aufrecht erhalten, und durch Beharrlichkeit und Thätigkeit unsrer Noth ein Ende zu machen suchen. Auch in dem größten Elende bleibt dem Menschen noch immer ein großes Gut übrig — die Hoffnung.

Wann des Meeres Wogen brüllen;
Wann sich hebt der Winde Schaar:
Wer will uns die Fluthen stillen,
Wer uns führen durch Gefahr?

Hoffnung, Hoffnung, schöner Stern!
Du erscheinest, wann wir zittern,
In des Lebens Ungewittern;
Du erscheinst, und führst uns gern.

V.

Einiges über Columb'ens Entdeckung von Amerika.

Einiges über Columb'ens Entdeckung von Amerika.

Ihr habt schon alle, meine jungen Leser, von dem großen Erdtheile gehört, welcher Amerika heißt und in vieler Rücksicht sehr merkwürdig und wichtig ist. Vor vierhundert Jahren sprach noch niemand davon, denn niemand wuste, daß es diesen Erdtheil gebe. Damals kannte man nur Europa, Asia und Afrika. Da Amerika auf diese Weise erst in den neuern Zeiten entdecket worden ist: so pflegt man es auch die neue Welt zu nennen. Die Geschichte dieser wichtigen Entdeckung will ich euch kurz erzählen. Merkt auf! Ihr wißt doch, wo die Stadt Genua liegt? Ihr werdet sie auf der Karte von Italien finden. In dieser Stadt kam 1447 ein Mann, Nahmens Christoph Columbus, zur Welt, der schon in seiner frühen Kindheit eine außerordentliche Lust bezeigte, sich Kenntnisse zu erwerben. Jede Gelegenheit, bey der er etwas lernen konnte, war ihm willkommen,

und da er sie treulich benutzte, so hatte er schon als Knabe eine Menge nützlicher Kenntnisse, die ihm in seinen spätern Jahren wohl zu statten kamen. Besonders legte er sich auf solche Wissenschaften, die auf die Schifffahrt Bezug haben, denn für diese war er leidenschaftlich eingenommen. Nichts wünschte er schon als Knabe sehnlicher, als das große Meer zu befahren und neue Entdeckungen zu machen.

Christoph Columbus war erst vierzehn Jahre alt, als er schon zu Schiffe ging. Er machte einige Reisen auf dem mittelländischen Meere mit; auch begleitete er eine Gesellschaft von Seefahrern nach Irland und nach jenen nördlichen Ländern, wo die Wallfische zu Hause sind. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie begierig er auf diesen Reisen war, seine Kenntnisse zu vermehren, und neue Sachen zu entdecken, die in seinem Vaterland nicht anzutreffen waren. Dabey zeigte er so vielen Verstand und eine so große Herzhaftigkeit, daß man ihn liebgewann, und sich von ihm für die Zukunft sehr viel versprach.

Von seiner Entschlossenheit nur ein Beyspiel. Die Republik Genua gerieth einmahl mit der Republik Venedig in Krieg. Es wurden von beyden Seiten Schiffe ausgerüstet, und gegen einander geschickt. Co-

lumbus nahm Dienste auf einem und wollte zur Vertheidigung seines Vaterlandes das Seinige beytragen. Man beschoß sich. Das Schiff, auf welchem Columbus sich befand, erblickte in einiger Entfernung ein Venetianisches Fahrzeug. Sogleich wurde beschlossen, darauf Jagd zu machen. Man erreichte es glücklich und kam ihm so nahe, daß man Haken auf dasselbe werfen und es dadurch festhalten, oder daß man entern konnte. Jetzt wollte man auf dasselbe hinspringen, und es erobern. Aber in diesem Augenblick fieng es an zu brennen. Die Flamme griff um sich, und bald flackerte auch Columbens Schiff. Was das Bedenklichste dabey seyn mußte, war der Umstand, daß das Feuer den Pulverkammern immer näher kam. Denkt euch das Unglück, wenn diese ergriffen wurden. Nur ein Funke Feuer durfte hineinfallen, so flog es in die Luft, würde zertrümmert und die Mannschaft darauf ein Raub eines gräßlichen Todes. Ihr werdet euch leicht vorstellen können, daß das Schiffsvolk nicht gleichgültig dabey blieb. Es erhob sich ein verwirrender Lärm, das Volk schrie angstvoll: Jesus, Maria! Jesus Maria! und wußte nicht, was es anfangen sollte.

Columbus geberdete sich nicht so ängstlich, sondern dachte nach, was in dieser

großen Gefahr zu thun sey. Er erblickte ein Steuerruder, das in der See schwamm. Ohne lange zu zögern, sprang er vom Schiffe hinab, faßte das Ruder und schwamm darauf ans Land. Es versteht sich, daß er im Schwimmen geübt war Hätte er nicht den Muth gehabt, sich auf diese Weise zu retten, so wäre es um ihn geschehen gewesen, er wäre mit seinen Gefährten und dem Schiffe in die Luft geflogen

Columbus gefiel es nicht, immer nur auf dem Mittelländischen Meere herumzufahren; das war ihm nicht genug; er sehnte sich nach fremden Ländern; er wünschte, neue Entdeckungen zu machen und verließ daher sein Vaterland, als er hörte, daß die Portugiesen Lust hatten, Entdeckungsreisen zu unternehmen. Du mußt nach Portugall! dacht' er bey sich und dort dein Heil versuchen. Gedacht gethan! Er reisete hin in dieses Land und nahm dort Dienste. Einige Zeit hielt er sich in der Hauptstadt dieses Landes, zu Lissabon, auf, lernte dort ein Frauenzimmer kennen, und heirathete es.

Der Vater von Columbens Frau hatte oft die Afrikanischen Küsten besucht, um neue Entdeckungen zu machen. Es war ein kenntnißreicher, erfahrner Seefahrer, hatte viele Seekarten entworfen und alles, was er auf seinen Reisen erfuhr, in ein

Tagebuch eingetragen. Columbus erbte diese Seekarten und Tagebücher. Sie waren ihm lieber als große Summen Geldes. Er las und studirte sie fleißig, und lernte viel daraus; auch vermehrten sie seine Lust, große Seereisen zu machen und auf neue Entdeckungen auszugehen.

Columbus unternahm nun mehrere Reisen an die Afrikanischen Küsten, an die Canarischen und Azorischen Inseln, die ihr auf der Landkarte von Afrika aufsuchen müßt. Einmal befand sich unser Columbus auf einer der Azorischen Inseln, da brachte ein Westwind auf der See einige Bäume mit ihren Wurzeln hergetrieben. Da er sie erblickte, machte er große Augen; Hm! dachte er, diese Bäume sind mir noch nicht bekannt gewesen. Wo mögen die gewachsen seyn? Sicher in einem Lande, von dem wir noch nichts wissen!

Ein Schwager von Columbus war auch ein Seefahrer. Mit dem sprach er bey Gelegenheit über diese Sache, dieser holte sogleich ein Paar Stücke Holz herbey, das künstlich geschnitzt war, zeigte sie Columben und sagte, daß sie auch vom Westwinde wären herbeygetrieben worden. Das machte Columben nachdenkend. Es muß ein Land geben, dachte er, woher dieß alles angeschwommen kam, und in diesem Lande

müssen Menschen wohnen, die dergleichen Sachen schnitzen können.

Um ihn noch mehr in seiner Vermuthung zu bestärken, mußte es sich treffen, daß einmal ein Paar todte Menschen von Westen hergeschwommen kamen, die weder weiß, wie die Europäer, noch schwarz, wie die Afrikaner, sondern kupferfärbig aussahen. Nun ward Columbens Vermuthung bey ihm zur ausgemachten Sache. Er zweifelte nicht länger, daß es nach Westen zu ein Land geben müßte, das den Europäern noch nicht bekannt wäre. Dieses Land wollte er entdecken; dieser Wunsch schwebte ihm Tag und Nacht vor der Seele und er machte verschiedene Plane, ihn zu befriedigen.

Wäre Columbus ein reicher Mann gewesen, so hätte er sogleich ein Paar Schiffe ausgerüstet, hätte Leute in seinen Dienst genommen, und wäre dann zur See gegangen, um jenes Land zu entdecken, das ihm so sehr am Herzen lag. So aber fehlte es ihm gar sehr an dem nöthigen Gelde. Er sann hin und her, wie er wohl seinen Plan am besten ausführen könnte. Endlich kam er auf den Gedanken, er wolle reichen Herren sein Vorhaben entdecken und sie auffor-

dern ihn dabey zu unterstützen. Da er ein geborner Genueser war, so glaubte er, es wäre seine Pflicht, aus Dankbarkeit sich zuerst an die Rathsherren seiner Vaterstadt zu wenden, und ihnen die Vortheile, die aus seiner neuen Entdeckung entspringen würden, zu Theil werden zu lassen.

Das that er denn auch. Er legte seinen Plan dem Senate zu Genua vor, und bath ihn, ihn in den Stand zu setzen, denselben auszuführen. Aus Dankbarkeit für seinen guten Willen und seine große Vaterlandsliebe, lachten ihn die Genueser aus, und nannten ihn einen Projectmacher und Windbeutel.

Nun gut, dachte Columbus, ich habe meine Pflicht gethan, ich habe aus Dankbarkeit gegen mein Vaterland, diesem vorerst mein Vorhaben mitgetheilt; es will aber davon keinen Nutzen ziehen; es weiset mich von sich ab, und ich will daher anderwärts mein Heil versuchen. Da er in Portugiesischen Diensten stand: so glaubte er, es sey seine Schuldigkeit, sich jetzt an den König von Portugall, Johann den 2ten, zu wenden und ihm den Vorschlag zu thun, jenes neue Land, an dessen Daseyn er nicht mehr zweifelte, durch ihn entdecken zu lassen.

Columbens Plan wurde von dem König gnädig aufgenommen. Er trug sogleich ei-

nem Bischof auf, sich mit Columbus deßhalb zu besprechen, und ihn zu prüfen, ob sein Plan auch wirklich ausführbar sey. Dieser Bischof, Nahmens Diego Ortitz, war ein listiger und unredlicher Mann. Er unterredete sich mit dem ehrlichen Columbus, und lockte aus ihm alles heraus, was er über jenes Land, das entdeckt werden sollte, zu wissen wünschte. Columbus, der nichts Arges befürchtete, theilte ihm alles mit, was er wußte. Und der Bischof? — Der ging hierauf zu dem Könige, Johann dem zweyten, und that ihm den Vorschlag, er möchte insgeheim ein Schiff ausrüsten lassen, und es nach jenem neuen Lande ausschicken, damit, wenn dieses entdeckt würde, die Ehre davon dem Könige und nicht Columben zufiele. Der Vorschlag dieses unredlichen Mannes ward von dem Könige — wirklich angenommen. Es wurde insgeheim ein Schiff ausgerüstet, mit Waffen, Lebensmitteln und Geld versehen und das Commando auf demselben einem Seefahrer übergeben, der das unbekannte Land entdecken sollte.

Dieser Mann hatte aber nicht die nöthige Geschicklichkeit und den erforderlichen Muth. Er fuhr zwar mit dem Schiffe ab, schwamm einige Zeit auf der See herum, da er aber kein neues Land fand, und das Wetter ungünstig wurde, überfiel ihn das Heim-

weh und er kehrte nach Portugall unverrichteter Sache zurück.

Als Columbus es erfuhr, daß man ihn so unredlich hintergangen habe, wurde er unwillig, verließ Portugall und reißte im Jahre 1484. nach Spanien. Hier regierte damahls ein König, der Ferdinand, und eine Königin, die Isabella hieß. Columbus entdeckte ihnen seinen Plan, und bath um Unterstützung. Die hätte er vielleicht auch erlangt, wenn die Spanier nicht gerade in einem Kriege mit den Mauren verwickelt gewesen wären. Indeß bekam doch der Beichtvater der Königin den Auftrag, die Sache zu untersuchen, sich mit Columbus zu besprechen und ihr dann zu melden, ob sein Plan ausführbar sey. Dieser gute Mann nahm sich zu dieser Untersuchung viele Zeit; denn schon waren fünf Jahre verflossen, als er damit erst fertig wurde. Er machte sehr viele und oft die albernsten Einwendungen, die Columbus gelassen anhörte, und mit aller Gelassenheit zu widerlegen suchte.

Was lang wird, wird gut! denkt vielleicht Mancher meiner Leser. Wir wollen sehen, ob diese Redensart hier anzuwenden ist. Nachdem der Beichtvater der Königin

fünf Jahre lang Columbens Plan untersucht hatte, stattete er folgenden Bericht ab: "Es wäre Verwegenheit, wenn ein Mensch klüger seyn wollte, als alle andere. Columbus wäre daher nicht klug. Wenn die Länder, welche er entdecken wolle, wirklich da wären: so hätten sie die Vorfahren längst entdecket. Da dieß aber nicht geschehen sey, so müßten sie auch gar nicht da seyn." Was denken meine jungen Leser zu diesem Bericht, der nach einer fünfjährigen Untersuchung und Ueberlegung abgefaßt wurde?

Columbus erhielt nun vom Hofe die unangenehme Antwort, daß man sich mit ihm nicht einlassen und ihm die verlangte Unterstützung nicht zukommen lassen könne. Dieß schlug den wackern Columbus übrigens nicht so danieder, daß er sein Vorhaben aufgegeben hätte! Nein! es lag ihm zu sehr am Herzen, als daß er es so leicht hätte liegen lassen können. Kann ich keine Hülfe von Spanien erlangen, dachte er, so will ich sie in einem andern Land suchen. Nun kam er auf den Entschluß, nach England zu reisen, und dort um Unterstützung zu bitten. Schon packte er seine Sachen zusammen, als einige verständige Spanier sein Vorhaben erfuhren und ihn davon abzubringen suchten. Sie versicher-

ten ihm, daß sie alles anwenden wollten, den Spanischen Hof dahin zu bringen, daß er ihn unterstützte, und Columbus entschloß sich daher, seine Abreise nach England einzustellen und in Spanien zu bleiben.

Was diese verständigen Spanier Columben versprochen hatten, thaten sie auch. Sie suchten den König und die Königin zu überzeugen, daß Columbens Entdeckung, wenn sie gelänge, von großer Wichtigkeit seyn würde, und der Hof that daher dem beharrlichen Columbus, nachdem er schon acht Jahre lang seine Angelegenheit in Spanien betrieben hatte, das schrifftliche Versprechen, daß für ihn einige Schiffe ausgerüstet werden sollten; ferner, daß er den Oberbefehl darüber erhalten und in den Ländern, die er entdecken würde, Unterkönig werden sollte; auch sollte er den zehnten Theil von dem Gewinnst bekommen, den jene Länder einbringen würden.

Damit war denn Columbus vollkommen zufrieden, und freute sich, daß nun einmal ein Wunsch, der ihm schon so lange und so sehr am Herzen lag, in Erfüllung gehen sollte. Freylich entsprachen die Zurüstungen, die der Hof machen ließ, seinen Erwartungen nicht ganz. Denn es wur-

den nicht mehr als drey Schiffe zurechte gemacht, und auch diese waren klein. Ueberdieß wurden ihm nicht mehr als neunzig Mann mitgegeben und die Schiffe nur auf ein Jahr mit Proviant versehen.

Da alles fertig war, glaubte Columbus nichts besseres thun zu können, als sich und seine Leute dem göttlichen Schutze zu empfehlen. Er zog daher mit ihnen in ein Kloster, beichtete dort und empfing das heilige Abendmahl. Den Tag darauf, den 3ten August 1492, segelte er ab, noch ehe die Sonne aufgegangen war.

Den Tag nach seiner Abreise fiel etwas vor, das an sich unbedeutend, aber für Columbens abergläubische Gefährten von gar großer Bedeutung war. Es zerbrach nemlich das Haupt- oder Steuerruder an einem von den drey Schiffen. Dieser Schade konnte nun leicht ersetzt werden; denn Columbus hatte für diesen Fall gesorgt, und mehrere Steuerruder mitgenommen. Allein seine Leute hielten diesen Unfall für eine böse Vorbedeutung, prophezeyten nichts Gutes und einige mögen wohl etwas den Muth dabey verloren haben. Columbus stellte ihnen die Sache gehörig vor und brachte sie durch sein Zureden zur Ruhe.

Columbus segelte gerade nach den Canarischen Inseln zu und kam dort glücklich an. Allein, als er hier seine Schiffe besichtigte, fand er sie sehr schadhaft und mußte sie ausbessern lassen. Denkt euch in Columbens Lage! Elende Schiffe und abergläubische Leute, die jede Kleinigkeit von Bedeutung hielten und sogleich ihren Muth verloren, was läßt sich damit Großes anfangen! Und doch verlor Columbus den Muth nicht, sondern beschloß, seine Reise in weit entfernte, unbekannte Länder fortzusetzen.

Sie lichteten die Anker, spannten die Segel und verließen die Canarischen Inseln. Diese schwanden immer mehr und mehr aus ihrem Gesichte und endlich sahen sie nichts mehr davon, sondern erblickten um sich nichts als Luft und Meer. Da wurde Columbens Leuten angst und bang. Die feigen Memmen ließen allen Muth sinken und einige von ihnen waren sogar so kindisch und weinten. Mit Menschen von einer solchen Hasennatur zu reisen, konnte dem guten Columbus freylich nicht angenehm seyn, dazu kam noch der elende Zustand seiner Schiffe, die eine lange Reise nicht vertragen konnten. Wie lange aber diese Entdeckungsreise währen dürfte, war ungewiß. Dieß alles hätte Columben leicht niederschlagen und zur Rückkehr bewegen können. Allein sein Muth blieb

unerschütterlich; er hatte sich es einmal vorgenommen, neue Länder zu entdecken und blieb, als ein Mann von Festigkeit, seinem Vorsaze getreu Seine verzagten Gefährten suchte er aufzumuntern, erzählte ihnen, daß sie viel Gold und Silber und Edelsteine in dem neuen Lande finden, und als reiche Leute nach Spanien zurückkehren würden. Dieß wirkte so trefflich auf sie, daß die Weinenden zu lachen anfiengen und mit getroster Seele weiter schifften.

Nun ging es lustig weiter, immer nach Westen zu. Man jubelte und dachte sich in jene glückliche Zeit, wo man mit Gold- und Silberklumpen reichlich beladen, und mit Taschen voll Edelgesteinen zu den Seinigen zurückkehren würde. Der Spaß nahm aber nach sechs Wochen ein Ende. So lange war man gefahren, als sich auf einmahl Passatwinde *) erhoben, die lange wehten. Dem Columbus war das eben Recht, denn diese Winde trieben das Schiff mit großer Schnelligkeit nach Westen zu. Allein seine Leute fingen wieder an, die Köpfe zu hängen.

*) Im 1sten Theil dieser Reisen S. 36. ist erklärt worden, was man unter Passatwinden zu verstehen hat. Sie heißen auch Monsons, aber nicht, wie dort verdruckt steht, Monsonus.

Du lieber Himmel, sagten sie, wo will das hinaus? Der Wind bläst in Einem fort, und treibt uns immer weiter von Spanien weg. Wo werden wir am Ende hingerathen! Kehren wir nicht bald wieder um, so kommen wir vielleicht nie wieder heim. Und dabey machten sie ein Gesicht, als wenn sie eine Schale voll Rhabarber eingenommen hätten und hatten keine Lust, sich von dem Winde weiter treiben zu lassen. Da kam Columbus wieder, tröstete sie und sagte: So wartet doch nur, lieben Leute! Lange kann es nicht währen, so sind wir in dem neuen Lande, wo ihr Raritäten die Hülle und die Fülle finden und zu euch stecken sollt. Alsdann wollen wir schon zu den Unsrigen wieder zurückkehren! Habt bis dahin nur Geduld! Da verflogen die trüben Wolken von ihren Gesichtern, sie wurden heitrer, und fingen wieder an, zu scherzen und zu lachen.

Aber auch das dauerte nicht lange. Nach einiger Zeit kamen sie in eine Gegend, wo das Meer mit Seegras dicht bedeckt war, so, daß es das Ansehen einer grünen Wiese hatte. Darüber rümpften sie wieder die Nasen und verzogen die Gesichter. Das Ding ist gefährlich! schrien sie, da dürfen wir nicht weiter hin; hier hat das Meer ein Ende; unter dem Grase können Klippen ver-

borgen seyn; an diese können wir anrennen und unser Leben verlieren und Spanien nicht wiedersehen! davor bewahre uns der Himmel! wir wollen nicht weiter!

Da hatte Columbus wieder zu trösten. Nur Muth gefaßt! rief er ihnen zu. Das Seegras ist ein gutes Zeichen. Wir sind dem Lande nahe! Laßt uns nur herzhaft drauf loß fahren; bald sind unsre Wünsche erfüllet, und wir sind die glücklichsten Menschen von der Welt. Es wäre Schande für uns, wenn wir jetzt, da wir schon so weit gekommen sind, wieder umkehren wollten. Wer von uns wird diesen Schimpf sich zuziehen wollen?

Da faßten sie wohl von neuem ein wenig Muth, aber das Gebrumme und die Eulengesichter hörten nicht ganz auf. Zum Glück erblickte Columbus eine Schaar Vögel, die aus Westen hergezogen kamen. Da seht einmal die muntern Thiere! rief er ihnen zu. Jetzt wurden alle Gesichter heiter. Das Land kann nicht mehr ferne seyn! sagten sie; wir sehen ja Vögel, die aus diesem Lande geflogen kommen.

Aber Columbus dachte bey sich ganz anders. Er wußte wohl, daß die Seevögel zuweilen ein Paar hundert Meilen vom Lande wegfliegen, und hielt dieß noch für kein sicheres Zeichen, daß Land in der Nähe sey.

Uebrigens war es ihm lieb, daß er diese Vögel sah, denn er gab genau Acht, wohin sie ihren Rückflug nahmen, und als er bemerkte, daß sie nach Südwest flogen, so nahm auch er mit seinen Schiffen den Weg nach dieser Himmelsgegend.

Es verflossen wieder dreyßig Tage, man sah alle Tage Vögel, aber festes Land wollte nicht zum Vorscheine kommen. Darüber murrten Columbens Leute wieder, aber er brachte sie alle Mahl wieder zur Ruhe. Endlich aber drohten sie ihm, daß, wenn er nicht freywillig nach Spanien zurückkehren wollte, so wollten sie ihn dazu zwingen. Columbus gab gute Worte; sie halfen aber nicht viel; er wurde daher strenger, hielt seinen Leuten ihre Pflichten vor und sagte ihnen manches harte Wort. Ihre Unzufriedenheit wurde dadurch zwar nicht gehoben, aber sie zeugten doch gegen ihren Befehlshaber den nöthigen Gehorsam. Allein auch damit hörte es endlich auf, und sie fingen an, grob und widerspenstig zu werden. Er mochte ihnen so viele Vögel zeigen als er wollte, so viel versprechen als er wollte, so hart drohen als er wollte, sie kehrten sich an nichts. Was das schlimmste bey der Sache war, so wurden auch die Officiere, die es bisher immer mit ihm gehalten hatten, abtrünnig und schlugen sich auf die Seite des Schiffsvolks. Es entstand ein Tumult,

man kündigte dem braven Columbus an, daß man ihm nicht länger gehorchen wollte. Ferner bestand man darauf, daß er den Augenblick nach Spanien zurückseegeln sollte; wenn er dieses nicht thäte, so wollte man ihn ins Wasser werfen.

Was sollte Columbus nun anfangen? Er sah, daß er es mit rohen, eigensinnigen Menschen zu thun habe; er stand ganz alleine da, und konnte gegen eine solche Menge von Unzufriedenen nichts unternehmen. Alles war wider ihn und er zweifelte nicht, daß, wenn er nicht nachgäbe, man die Drohung ausführen und ihn ins Wasser werfen werde. Er that, was ihm das beste schien. Gut, sagte er, ihr sollt euern Willen haben. Ich will nach Spanien zurückkehren. Aber dafür müßt auch ihr mir etwas zu Gefallen thun. Ihr geduldet euch noch drey Tage lang; zeigt sich in dieser Zeit kein Land, so wenden wir um und fahren nach unsrer Heimath zurück.

Das ließ sich die Mannschaft gefallen. Drey Tage riefen mehrere, wollen wir uns noch gedulden, aber dann auch nicht weiter fahren. Columbus blieb ruhig; besonders da er Gründe genug hatte, zu glauben, daß Land in der Nähe sey. Es kamen im-

mer mehr und mehr Vögel herbeygeflogen, und nicht nur Seevögel, sondern auch Landvögel, die sich immer bloß in der Nähe des Landes aufzuhalten pflegen. Auch fand er, als er das Senkbley warf, daß die Tiefe des Meers immer abnehme, was die Nähe eines Ufers ankündigte. Ferner kam ein Zweig von einem Baume angeschwommen, an welchem noch frische Beeren hingen. Dieß alles bestärkte unsern Columbus, daß das feste Land nicht mehr fern seyn könne.

Als den 11ten October das Abendgebeth verrichtet worden war, befahl Columbus, daß man die Seegel einziehen und genau Acht geben sollte, daß man nicht ans Land anrenne. Die Leute sahen ihren Befehlshaber mit frohem Erstaunen an und jubelten.

Columbus selbst schlief die darauf folgende Nacht keinen Augenblick. Immer sah er nach diesen Gegenden, in welchen, nach seiner Einsicht, das Land liegen mußte. Man denke sich die Freude dieses wackern Mannes, als er kurz vor Mitternacht — Feuer erblickte. Er rief sogleich einen Officier herbey, zeigte nach der Gegend, wo das Feuer brannte, und fragte ihn, ob er es auch sehe. Ja! ja! rief dieser und wußte nicht, was er vor Freude anfangen sollte. Columbus befahl ihm aber, nicht laut zu

werden, und es niemanden zu sagen. Vermuthlich wollte er sich die Freude machen, und seine Gefährten überraschen. Aber diese sahen nach Mitternacht das Feuer auch, und nun erscholl auf dem ganzen Schiffe ein Freudengeschrey, und in der Luft ertönten die Worte: Feuer! Feuer! Feuer!

Man kann sich leicht die Freude vorstellen, die unter dem Schiffsvolk herrschte. Alle wünschten, daß es doch schon Tag seyn möchte. Als dieser einbrach, sah man vor sich eine schöne Insel, mit Bäumen bewachsen. Da war Freude über Freude. Man war fast ausgelassen lustig. Uebrigens dachte man doch auch an Gott und stimmte das Lob und Dancklied an: Herr Gott, dich loben wir! Herr Gott, dir danken wir!

Columben pochte froh das Herz. Sein sehnlichster Wunsch war erfüllt, das Land gefunden, das ihm so viele Jahre lang im Sinn gelegen hatte! Seine Leute, die ihm vor wenigen Tagen den Gehorsam aufgekündigt und gedroht hatten, ihn ins Wasser zu werfen, kamen jetzt voll Reue und Demuth zu ihm, bekannten ihr Unrecht, fielen ihm zu Füßen und bathen ihn wegen ihres Ungehorsams um Verzeihung.

Columbus verzieh gerne, und begnügte sich damit, daß seine Leute nun ihr Unrecht einsahen und ihn nicht mehr für einen eitlen

Projectmacher hielten. So wie die Sonne aufgegangen war, stellte sich das Schiffsvolk in Reih' und Glied. Es wurden alle bewaffnet, und nun segelten sie mit Musik und fliegenden Fahnen der Insel zu. Sie erreichten glücklich die Küste, warfen Anker, stiegen ans Land, errichteten hier ein Crucifix und verrichteten vor demselben ihre Andacht. Als dieß geschehen war, that Columbus etwas, was meine jungen Leser wohl nicht recht heißen werden, er nahm nemlich von der Insel im Nahmen des Königs von Spanien Besitz!

Die Einwohner der Insel hatten noch nie ein Schiff, noch nie Europäer, noch nie Sachen gesehen, die diese mitbrachten. Ihre Neugierde trieb sie an, ans Ufer zu laufen, und zu sehen, was es da für neue Dinge gebe. Auf der ganzen Insel verbreitete sich die Ankunft der Spanier, wie ein Lauffeuer, und Klein und Groß kam herbey gelaufen, um sie zu sehen. Mit Erstaunen erblickten sie die Europäer. Solche Menschen hatten sie in ihrem Leben noch nicht gesehen. Columbus ließ eine Kanone abbrennen. Das setzte die armen Insulaner in ein solches Schrecken, daß sie Reißaus nahmen und die Spanier für keine ordentlichen Menschen, sondern für

himmlische Wesen hielten, die vom Himmel gekommen wären und den Donner mitgebracht hätten.

Auch die Spanier machten große Augen, als sie so viele neue Sachen um sich erblickten. Da sahen sie nackte Menschen, die kupferfarbig aussahen, und denen die langen Haare über die Schultern herabhingen. Einen Bart hatte keiner. Ferner sahen sie Pflanzen und Bäume, die sie in Europa noch nicht gesehen hatten, und einen Boden, der ungemein fruchtbar war. Aber am meisten zogen doch die Nasen der Amerikaner ihre Aufmerksamkeit auf sich. Diese waren durchlöchert und mit Stückchen gelben Metalles geziert. Die Spanier erkannten dieses gelbe Metall sogleich für Gold und waren begierig, von den Insulanern zu erfahren, woher sie dieses Metall hätten, und in welcher Gegend man es finden könne. Sie wiesen nach Süden und Columbus beschloß, nachdem er diese Insel St. Salvator genannt hatte, sie zu verlassen, und dahin zu fahren, wo das Gold seyn sollte. Er nahm zugleich sieben Personen von dieser Insel mit, um sie als Wegweiser und Dollmetscher zu gebrauchen.

Columbus kam zu mehreren Inseln, da er aber auf keiner Gold fand, so segelte er immer weiter. Den sechsten December er-

reichte er wieder eine, die von den Amerikanern Heyti genannt wurde, der er aber den Namen Hispaniola (Klein-Spanien) gab. Als er mit seinen Leuten ans Land stieg, und die Insulaner sie erblickten, rannten sie, so schnell sie konnten, davon und versteckten sich in den nahen Wäldern. Die Spanier liefen ihnen nach, aber die Insulaner verstanden das Laufen besser, und wurden von ihnen nicht eingehohlt. Bloß eine Weibsperson erhaschten sie. Sie zitterte, denn sie glaubte, nun sey es um ihr Leben geschehen. Aber die Spanier benahmen sich sehr artig gegen sie, schenkten ihr mehrere Kleinigkeiten z. B. Stecknadeln, Schellen, Glasknöpfe u. s. w. Die Frau war so entzückt, daß sie sich vor Freude nicht zu fassen wußte. Sie betrachtete mit frohem Erstaunen die erhaltenen Spielereyen, konnte sich an ihnen nicht satt sehen, und lief dann eiligst zu ihren Landsleuten, zeigte ihnen mit einer kindischen Freude ihre Kostbarkeiten und wuste die Artigkeit der Fremden nicht genug zu rühmen.

Als dieß alles die Insulaner sahen und hörten, konnten sie sich nicht enthalten, den guten Fremden auch einen Besuch abzustatten. Haufenweise liefen sie nun hin, und machten große Augen, als sie die Spanier und ihre mitgebrachten Sachen sahen. Sie lock-

ten die Insulaner an sich, zeigten ihnen verschiedene Spielereyen und gaben ihnen zu verstehen, daß sie einige davon erhalten sollten, wenn sie ihnen dafür das Gold, das sie hätten, geben wollten Da liefen sie hin und brachten alles Gold herbey, das sie auftreiben konnten. Sie erhielten dafür Stecknadeln, Schellen, kleine Messer und Scheren, Glaskorallen, kleine Spiegel u. dgl. m. Die Insulaner waren darüber hocherfreut, und glaubten einen vortheilhaften Handel geschlossen zu haben, die Spanier aber lachten in ihrem Herzen und besahen mit Wohlgefallen das Gold, das sie für unbedeutende Kleinigkeiten eingetauscht hatten.

Columbus fragte auch diese Insulaner, wo sie das Gold herbekämen? Die Amerikaner wiesen nach Osten hin und Columbus bestieg von neuem das Schiff, und segelte nach Morgen zu. Es währte nicht lange, so stieg er ans Land. Hier bekam er von dem Fürsten des Landes eine Einladung, ihn zu besuchen. Dieß wollte Columbus thun, und da der Fürst etwas weiter nach Osten hin wohnte, bestieg er wieder das Schiff und schiffte weiter nach dieser Himmelsgegend. — Eines Abends bath er den Steuermann, er möchte doch in der Nacht das Steuerruder nicht verlassen, und genau Acht geben, daß das

Schiff dem Ufer nicht zu nahe käme. Dieß versprach der Steuermann zu thun, hielt aber nicht Wort, verließ das Steuerruder und ließ bloß einen Schiffsjungen dabey. Auf einmal bekam das Schiff einen so derben Stoß, daß alles aus dem Schlafe aufgeschreckt wurde. Es war an einen Felsen angerannt, und alle, die darauf waren, schrien ängstlich, daß sie verloren wären.

Columbus blieb ruhig und gab Befehl, daß man einen Anker auswerfen und den Mittelmast abhauen sollte. Statt diesen Befehl pünctlich zu befolgen, warfen sich seine Leute in Bothe und schwammen darauf nach dem andern Schiffe, das Nigna hieß. Wollte Columbus nicht ertrinken, so mußte er dasselbe thun, und das Schiff den Wogen überlassen.

Kaum hatte der Fürst des Landes erfahren, daß Columbus Schiffbruch gelitten habe, als er sogleich viele von den Insulanern ans Ufer schickte, nicht, um sich das Unglück der Fremden zu Nutze zu machen, sondern um ihnen beyzustehen. Die Amerikaner sprangen in Kähne; schwammen an das Schiff, retteten fast alles, was sich darauf befand, und gaben es den Spaniern wieder.

Dieser brave Fürst hieß Guakanahari. Er kam selbst zu Columbus, und suchte ihn

über den Verlust seines Schiffes zu trösten. Columbus hatte diese Tröstung auch sehr nöthig. Denn eines von den drey Schiffen, das der Kapitain Alonzo Pinzon commandirte, und das den Namen Pinta führte, hatte ihn heimlich verlassen, sein eigenes war gescheitert und das dritte, das ihm noch übrig blieb, war das kleinste und schlechteste. Wie konnte er auf dieses kleine Schiff die Mannschaft von zwey Schiffen bringen und damit eine so weite rnd gefährliche Reise aushalten!

Doch auch jetzt verlor Columbus den Muth nicht. Er dachte nach, wie dem Dinge wohl zu helfen sey, und da kam er denn auf die Gedanken, bloß mit einem Theile der Leute nach Europa zurück zu segeln, die andern aber auf der Insel zurückzulassen. Er stellte ihnen die Sache vor, und sagte, daß sie unterdessen, daß er abwesend wäre, in den nahen Bergen Gold suchen könnten. Da riefen sehr viele aus, daß sie hier bleiben wollten. Jetzt sprach er auch mit dem Kaziken oder Fürsten des Landes, und fragte ihn, ob er seinen Leuten erlauben wollte, hier zu bleiben. Dieser brave Indische Fürst erzählte jetzt Columben, daß sehr oft grausame Menschen, die Caraiben hießen, an der Küste zu landen pflegten, und alle Leute, die sie in ihre Gewalt bekä-

men, todt schlügen und aufäßen. Seine Leute wären daher Anfangs deswegen vor den Spaniern davon gelaufen, weil sie geglaubt hätten, daß es Caraiben wären. Columbus sagte nun dem Indischen Fürsten, daß die grausamen Caraiben sie nicht mehr beunruhigen sollten, wenn er seine Leute bey sich behielt, denn diese verständen es, solche häßliche Gäste davon zu jagen. Um ihn davon zu überzeugen, befahl Columbus seinen Leuten, daß sie die Säbel ziehen und damit in die Büsche hauen, auch ein Paar Kanonen losschiessen sollten.

Als dieß geschah, erschrack der Kazike und seine Unterthanen so sehr darüber, daß sie auf die Erde fielen, und ihre Gesichter mit den Händen bedeckten.

Der Kazike war es herzlich wohl zufrieden, daß ihm Columbus einen Theil seiner Leute zurücklassen wollte, welche die Caraiben schon zurücktreiben würden, wenn sie wieder kämen. Columbus ließ nun für seine Leute eine kleine Festung bauen, wobey die Indier ihnen treulich Hülfe leisteten, so, daß die Festung bald fertig war, und den Namen Novidad erhielt. Sie bestand aus einem Graben, Pallisaden, und einem Walle, der mit den Kanonen besetzt wurde, die man aus dem gescheiterten Schiffe gerettet

hatte. Es wurden acht und dreyßig Mann hereingelegt und ein gewisser Diego Arcada zum Commandanten ernannt.

Nachdem Columbus den Zurückbleibenden gute Lehren gegeben und ihnen besonders Gehorsam gegen ihren Befehlshaber, Eintracht unter einander und ein gutes Betragen gegen den Kaziken empfohlen hatte, ging er den 4ten Jenner 1493 wieder unter Segel, um nach Spanien zurückzukehren. Das Schiff war reichlich, nicht nur mit Gewächsen und seltnen Vögeln, sondern auch mit Goldkörnern und Goldstaub beladen. Auch nahm er einige Indier nach Europa mit.

Als sie ein Paar Tage fortgesegelt waren, erblickten sie ein Schiff. Sie erriethen gleich, was für eines es sey, und sie irrten sich nicht. Es war die Pinta, mit welcher der saubre Capitain Pinzon heimlich davon gefahren war. Er kam jetzt zu Columbus, und gab vor, daß ihn ungünstige Winde fortgetrieben hätten. Columbus wußte wohl, was er davon halten sollte. Indeß schwieg er still und segelte mit der Pinta weiter, immer nach Europa zu.

Bis zum 14ten Februar ging alles recht gut, aber jetzt erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der pfiff und heulte und brachte

die See in solchen Aufruhr, daß die Wogen thurmhoch stiegen und die Reisenden keine Rettung erwarteten. Viele von ihnen heulten mit dem Sturm in die Wette, jammerten und beteten und bereiteten sich zu ihrem Tode vor. Aber Columbus blieb gefaßt, und da er selbst besorgte, daß das Schiff untergehen möchte, so setzte er sich hin, nahm die Beschreibung seiner Reise und der gemachten Entdeckungen, die er aufgesetzt hatte, wickelte sie in ein Wachstuch, that dieses in eine leere Tonne, die er gut vermachte und warf sie ins Meer. Er hoffte, daß, wenn auch er nicht nach Europa zurückkäme, seine Entdeckungen doch nicht verloren gehen, sondern daß man die Tonne mit den Papieren vielleicht auffangen und daraus erfahren würde, wie es mit seiner Unternehmung stünde.

Doch zum Glück änderte sich das böse Wetter, der Sturm nahm allmählich ab, und legte sich am Ende ganz. Die See wurde stiller und die Gefahr war vorüber. Nach manchen glücklich überstandenen Abenteuern hatten die Reisenden endlich die Freude, auf den Fluß Tajo zu kommen, der in Portugall fließt. Wie sie das freute, daß sie sich wieder auf Europäischem Boden und nicht weit von ihrem Vaterlande befanden! Columbus ließ bey dem Könige von

Portugall sich anmelden und dieser ließ ihm sagen, er möchte nur nach Lissabon kommen, dort wolle er ihn selbst sprechen. Das that Columbus, und als er in Lissabon angekommen war, ließ ihn der König vor sich kommen und nahm ihn sehr gnädig auf, lobte seinen Muth und seine Geschicklichkeit und ließ sich von ihm recht umständlich die Geschichte seiner Reise erzählen. Das that dem Herzen des Columbus sehr wohl, aber seine Feinde ärgerten sich, besonders diejenigen, die ihn vor einigen Jahren ausgespottet und für einen thörichten Projectmacher ausgegeben hatten.

Nachdem Columbus sich fünf Tage lang in Lissabon aufgehalten hatte, konnte er der Sehnsucht nach Spanien nicht länger widerstehen, und segelte weiter. Nach einiger Zeit lief er glücklich in den Spanischen Hafen Palos ein, aus welchem er vor einem halben Jahre, einem Monate und eilf Tagen ausgelaufen war.

Als man sein Schiff erblickte, so verbreitete sich die Nachricht davon sogleich durch den ganzen Ort. Es entstand ein Tumult. Alles lief zusammen; jeder wollte gerne den merkwürdigen Mann sehen, der eine so große Reise gemacht, und die schönen Sachen, die er mitgebracht hatte. Haufenweis strömten die Einwohner von Palos

nach dem Hafen hin; jeder wollte zuerst da seyn und so entstand ein schreckliches Gewühl und Getümmel. Columbus ward mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Aller Augen waren auf ihn gerichtet; alles bewunderte seinen Muth und seine Geschicklichkeit. Es wurden ihm zu Ehren die Glocken geläutet, Kanonen losgedonnert, und als er mit seiner Mannschaft ans Land stieß, umgab ihn eine ausserordentliche Menge Volks, und führte ihn in Prozession nach der Kirche, wo dem Himmel für seine glückliche Rückkehr laut gedankt wurde.

Nun hatte Columbus nichts angelegentlicheres zu thun, als den König von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Er hielt sich eben in der Spanischen Stadt Barcellona auf, und Columbus schickte deshalb einen Bothen an ihn, um ihm seine Rückkehr zu melden. Der König lud ihn zu sich ein, und ließ Veranstaltungen treffen, ihn mit vieler Pracht zu empfangen.

Der Einzug, den Columbus in Barcellona hielt, war prachtvoll. Das Gerücht davon hatte sich in mehrere umliegende Gegenden verbreitet, und es strömten aus den benachbarten Provinzen sehr viele Neugierige herzu, um ihn mit anzusehen. Der

König und die Königinn von Spanien saßen in ihrer ganzen Herrlichkeit auf dem Throne, auf welchem sie die Gesandten anderer Könige zu empfangen pflegten. Die Amerikaner, die Columbus mitgebracht hatte, gingen voraus, hinter ihnen kamen die goldenen Kostbarkeiten, die Goldkörner und der Goldstaub, und hierauf die Pflanzen, Säugethiere und Vögel, die man aus der neuentdeckten Welt mitbrachte; den Beschluß machte Columbus selbst. Er wollte, wie es die Spanische Sitte mit sich brachte, vor dem König und der Königinn auf die Kniee fallen, aber sie ließen es nicht zu, sondern standen selbst vor ihm auf und nöthigten ihn, sich neben ihnen auf einen Stuhl zu setzen. Jetzt mußte Columbus erzählen, wie es ihm auf seiner Reise gegangen sey, was er erfahren und gefunden habe.

Der König hatte darüber eine große Freude, und erhob den braven Columbus mit seinen Nachkommen in den Adelstand. Auch gab er sogleich Befehl, eine Flotte auszurüsten, mit der Columbus von neuem nach der neuen Welt segeln und noch mehr Entdeckungen machen sollte. Das war ihm das angenehmste, was ihm begegnen konnte. Nach einiger Zeit waren 17 Schiffe fertig, die mit funfzehnhundert Mann besetzt wurden.

Den 25ten September 1493 trat Columbus zu Cadix seine neue Entdeckungsreise an, und als er 26 Tage lang gefahren war, erblickte er Land. Er stieg aus, und fand, daß diese Insel eine von den Caraibischen Inseln war, deren Einwohner ihm von dem Indischen Fürsten Guakanahari so fürchterlich waren beschrieben worden. Diese Beschreibung fand Columbus sehr wahr; denn so oft er landete, liefen die Caraiben herbey und stellten sich zu einer verzweifelten Wehre. Man drang in ihre Wohnungen, und was fand man darin? — Menschenschädel und Menschenknochen in Menge. Daraus sahe man denn deutlich genug, daß diese Menschen sich nicht mit Thieren begnügten, sondern auch Menschen auffraßen. Sie hielten ordentliche Menschenjagden, fuhren auf Kähnen herum, und so wie sie eines Menschen habhaft wurden, schlachteten und kochten und verzehrten sie ihn. — In dem nächstfolgenden Aufsatz sollen meine jungen Leser mehr von diesen Menschenfressern oder den Caraiben lesen.

Columbus wollte sich von den Caraiben nicht gern schlachten und kochen lassen, verließ daher diese Insel, und segelte der Insel Hispaniola zu, um dort seine zurückgelassenen Leute zu besuchen. Als er hier ankam, glaubte er, daß sie ihm mit Froh-

locken entgegen kommen und ihn mit Kanonenschüssen bewillkommen würden. Aber er sah und hörte nichts. Es war alles mäuschen still. — Er stieg ans Land — suchte die Festung Novidad auf, und fand sie zerstört. Rings herum lagen vermoderte Kleider, zertrümmerte Waffen und Geräthschaften. Columbus wußte nicht, was das bedeuten sollte. Bald kam aber ein Bruder von dem guten Fürsten Guakanahári, der öffnete ihm die Augen. Columbens Leute hatten, wie er erzählte, bald nach seiner Abreise seine guten Lehren vergessen, die Insulaner beraubt und gemißhandelt, und ihnen besonders das Gold weggenommen; die Insulaner aber, aufgebracht durch diese Ungerechtigkeiten, hatten sich ihnen widersezt und sie — todt geschlagen.

Als das die Spanier hörten, schrieen sie Rache, und bathen ihren Befehlshaber, ihnen zu erlauben, alle Einwohner der Insel umzubringen. Davon wollte Columbus aber nichts hören, sondern befahl, sich an den Amerikanern nicht zu rächen, sie vielmehr in Ruhe zu lassen. Um für die Zukunft sicher zu seyn, ließ er an einem Meerbusen eine Stadt anlegen, die er, der Spanischen Königinn zu Ehren, Isabella nannte. Seine Leute mußten dabey mit arbeiten. Dieß wollte ihnen nicht schmecken.

Sie murreten gegen Columbus und ließen sich in eine Verschwörung gegen ihn ein. Ihm entging dieses nicht. Er stellte eine strenge Untersuchung an. Die Rädelsführer der Verschwörung wurden auf ein Schiff geladen, und nach Spanien geschickt. Columbus schrieb an den König, und ersuchte ihn, ihm, statt dieser unredlichen Menschen, andere zu schicken, auch bath er um einige Schiffe Lebensmittel, die ihm sehr nöthig waren.

Hierauf durchzog Columbus eine Insel, die Cibao hieß, weil er gehört hatte, daß es darauf viel Gold gebe. Um den Insulanern Respect gegen seine Leute einzuflößen, marschierte er immer recht feyerlich einher, ließ Musik vor sich hergehen, und die Fahnen flattern. Die Amerikaner machten große Augen und konnten sich an diesen Aufzügen nicht satt sehen; und da sie noch niemals Pferde gesehen hatten, so geriethen sie über die Spanische Reiterey in Erstaunen. Anfangs glaubten sie, daß Reiter und Pferd zusammen gewachsen und Ein Thier wären.

Diese Indianer lebten äußerst einfach. Ihr Land gruben sie mit hölzernen Instrumenten um. Ihre Nahrung waren Wurzeln und etwas Mais oder türkischer Weizen. —

In Cibao fand Columbus zwar keine Bergwerke, aber doch viel Gold. Der Regen schwemmte nemlich viel davon aus den Bergen, und wenn man daher in den Bächen und Flüssen genau nachsah, so fand man Goldkörner, von der Größe eines Hirsen- oder Hanfkornes. Die Spanier sammelten deren so viel als möglich und hatten darüber eine große Freude. Columbus ließ nun auf dieser Insel eine kleine Festung anlegen, der er den Namen Sanct Thomas gab.

Aber unterdeß die Spanier mit dem Goldsammeln beschäftigt waren, giengen ihre Lebensmittel aus, die sie aus Europa mitgebracht hatten. Hätten sie über dem Goldsammeln nicht vergessen, ein Stück Land mit Getreide zu bebauen: so wäre so was nicht geschehen. Jetzt mußten sie sichs gefallen lassen, daß Columbus ihnen kleinere Portionen reichen ließ. Zu diesem Uebel kam noch ein anderes. Die Hitze, die zuweilen in diesen Gegenden von Amerika sehr groß ist, und die unreine Luft, die durch die vielen Sümpfe und Moräste, die es hier gab, verpestet wurde, machte viele von den Spaniern sehr krank. All ihr Gold konnte ihnen nichts helfen! Darüber wurden diese Menschen so verdrießlich, daß sie gegen den Co-

lumbus laut zu murren anfiengen. Nur mit Mühe konnte er sie zur Ruhe bringen.

Als seine Leute wieder ruhig waren, beschloß Columbus, diese Insel zu verlassen, und neue Entdeckungen zu machen. Einen Theil seiner Mannschaft ließ er auf dieser Insel zurück, und gab seinem Bruder Diego den Oberbefehl darüber. Mit den übrigen fuhr er weiter.

Das war eine sehr unglückliche Reise. Fünf Monate lang wurde Columbus auf dem Meere herumgeworfen, und hatte viel von den fürchterlichsten Stürmen zu leiden. Und was entdeckte er in dieser langen Zeit? Nichts weiter, als eine einzige Insel — die Insel Jamaica. Zum Unglück gingen die Lebensmittel aus, seine Leute empörten sich gegen ihn und er hatte alle Aufmerksamkeit und Wachsamkeit nöthig, um sie im Zaume zu halten. Dadurch wurden seine Kräfte so sehr geschwächt, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel, in der er seinen Verstand verlor.

Da lag nun der gute Columbus ohne Besinnung in der Kajüte. Seine Leute segelten rasch nach Hispaniola zu und erreichten diese Insel glücklich. Man brachte den Columbus ans Land. Hier wartete ein Mann

auf ihn, der ihm entgegeneilte, ihn in seine Arme schloß, an sein Herz drückte und herzlich küßte. Als Columbus ihn näher ansah, und hörte, wer er wäre, gerieth er in große Freude, wurde auf der Stelle gesund und erhielt seinen Verstand wieder.

Dieser Mann war Columbens Bruder, Bartholomäus, den er schon 13 Jahre lang nicht gesehen hatte. Bartholomäus hatte sich bis jetzt in Paris aufgehalten, da er aber von den gemachten Entdeckungen seines Bruders hörte, reißte er nach Spanien, und bekam von dem Könige den Befehl über drey Schiffe, die mit Lebensmitteln beladen, und für den Bruder Christoph in Amerika bestimmt waren. Das gab für die Spanier eine Freude, als sie hörten, daß Lebensmittel angekommen wären! Diese hatten sie höchst nöthig. Wären sie noch länger ausgeblieben, so würden sie vielleicht vor Hunger umgekommen seyn.

Columbus gerieth jetzt mit den Indianern in einen blutigen Krieg, an dem eigentlich die Spanier Schuld waren. Sehr viele unschuldige Amerikaner kamen um ihr Leben, wurden von den Spaniern niedergesäbelt, oder todtgeschossen, oder von den Hunden niedergerissen und zerfleischt; denn sie führten auch Hunde, die zur Menschenjagd abgerichtet waren, gegen sie zu Felde.

Während Columbus in Amerika die armen Indianer mit vieler Strenge behandelte, ihnen einen großen Tribut auferlegte und sich dadurch um ihre Liebe und ihr Vertrauen brachte, suchten seine Feinde in Spanien den König und die Königinn gegen ihn einzunehmen. Sie stellten ihn als einen Windbeutel und grausamen Mann vor, und es gelang ihnen endlich, den König dahin zu bringen, daß er einen Mann, Namens Agundo, nach Amerika schickte, damit er Columbens Betragen streng untersuchte. Als dieser in Hispaniola ankam, ließ er kund thun, daß jedermann, der gegen Columbus eine Klage anzubringen hätte, zu ihm kommen sollte. Da liefen nun viele schlechte Menschen herbey und beschwerten sich über ihn. Auch die Indianer kamen und verklagten ihn. Agundo gab allen Recht, und richtete dadurch viel Unordnung an. Columbus sah es, und konnte sich nicht entschließen, länger hier zu bleiben. Nachdem er seinen Bruder Bartholomäus zum Gouverneur über die entdeckte Insel ernannt hatte, bestieg er ein Schiff und segelte nach Europa ab, um sich bey der Regierung in Spanien selbst zu vertheidigen.

Auf dieser Reise hatte Columbus viele Beschwerlichkeiten auszustehen. Es gingen ihm unter andern auch die Lebensmittel aus, und seine Leute fingen an, wider ihn zu murren. Ja sie gingen sogar so weit, daß sie zu ihm kamen, und von ihm verlangten, er möchte die Indianer, die er wieder mitgenommen hatte, schlachten und für sie kochen lassen. Dieß Verlangen wies Columbus mit Unwillen von sich. Nun forderten sie, er möchte die Indianer ins Wasser werfen, damit der Esser weniger würden. Aber auch das wollte Columbus durchaus nicht thun. Vielleicht hätte er indeß doch nachgeben müssen; allein zum Glück erblickte man bald die Küsten von Spanien, und beruhigte sich.

Als Columbus in Spanien ankam, ließen ihn der König und die Königinn vor sich kommen. Columbus ließ alle Kostbarkeiten, die er aus Amerika mitgebracht hatte, Gold, Perlen, Baumwolle u. d. m. vor sich hertragen, und machte dem König und der Königinn damit ein Geschenk. Diese nahmen es mit vieler Freude an, und behandelten Columben sehr gnädig, versprachen ihm auch, ihn ferner zu unterstützen, was denn auch wirklich geschah.

Es wurden jetzt Anstalten getroffen, in Amerika eine Colonie von Spaniern anzule-

gen. Um Leute dazu zu bekommen, wurde beschlossen: daß die Diebe, Räuber, und andere Verbrecher dahin geschafft und dort zur Arbeit angehalten werden sollten.

Damit ging es aber nicht so schnell von Statten, als Columbus es wünschte. Schon waren zwey Jahre verflossen, als erst die sechs Schiffe fertig waren, mit welchen Columbus zum dritten Mahle nach Amerika fahren sollte. Einen Theil davon schickte er mit Lebensmitteln nach Hispaniola. Er selbst fuhr nach Süden zu, mußte aber bald wieder nach Nordwest umwenden. Er fand auf dieser Reise den Fluß Oronoko und darin Schildkröten, die 200—300 Pfund schwer waren. Sein Bruder hatte indeß eine neue Stadt, St. Domingo, erbaut. Ein unruhiger Kopf unter den Spaniern suchte die übrigen gegen ihn aufzuwiegeln. Es gelang ihm. Die Rebellen hätten beynahe St. Domingo erobert, wenn der Bruder des Columbus nicht so wachsam gewesen wäre. Dieser griff sie an, schlug sie, und jagte sie in die Wälder, wo sie sich verkrochen und die Indianer aufzuwiegeln suchten.

In diesem Zustande befand sich die Insel, als Columbus auf derselben ankam. Er erkundigte sich sogleich, ob die Lebensmittel

glücklich angekommen wären, die er seinem Bruder zugeschickt hatte, und erhielt die unangenehme Antwort, daß man davon nichts gesehen und geschmeckt habe. Die Sache hing so zusammen. Die Schiffe, auf welchen die Lebensmittel waren, hatten sich verirrt und landeten in der Gegend, in welcher sich die Rebellen aufhielten. Der Anführer derselben suchte die Leute darauf auf seine Seite zu bekommen, und diese ließen sich von ihm wirklich hintergehen. Allein ihre Befehlshaber mochten wohl bald den Betrug gemerkt haben, genug, sie verließen die Rebellen und schifften nach St. Domingo, wo sie auch bald nach Columbens Ankunft eintrafen. Aber die Lebensmittel hatten sie auf der Reise rein aufgezehrt.

Da kam nun ein Unglück nach dem andern. Columbus hielt es für das rathsamste, den Rebellen gute Worte zu geben. Er versprach allen Verzeihung, wenn sie wieder zu ihrer Pflicht zurückkehren und sich ihm unterwerfen wollten. Auch ihrem Anführer wollte er vergeben, ja er versprach ihm sogar eine Befehlshaberstelle, wenn er sich mit ihm vereinigen wollte. Dieß that gute Wirkung. Die Rebellen und ihr Anführer unterwarfen sich Columbens Befehlen, und so wurde einem schrecklichen Blutvergießen

vorgebeugt, welches sonst sicher Statt gefunden hätte.

Indeß traute Columbus diesen Leuten nicht recht und war daher gezwungen, auf dieser Insel zu bleiben und vor der Hand seinen Plan, neue Entdeckungen zu machen, liegen zu lassen, was für ihn sehr schmerzhaft war. Er schickte einige Schiffe nach Spanien, und sandte mit ihnen dem König nicht nur viele Kostbarkeiten aus Amerika, sondern auch eine Beschreibung des Aufstandes, der unter seinen Leuten Statt gefunden hatte. Der Anführer der Rebellen gab aber auch eine Schrift mit, in der er sich vertheidigte und über Columbus sehr klagte.

Columbus hatte am Hofe Feinde, und daher kams, daß die Regierung nicht ihm, sondern dem Rebellenanführer Roldan glaubte. Um diese Zeit erboth sich ein gewisser Spanier, Namens Alonso de Ojeda, der mit Columbus in West-Indien gewesen war, auf seine eigene Kosten Schiffe auszurüsten, nach Amerika zu fahren und neue Länder zu entdecken. Die Regierung erlaubte ihm dieses. Er fuhr ab, kam in der neuen Welt an, segelte viel weiter als Columbus, tauschte von den Insulanern Perlen, Gold und an-

dere Sachen ein und kehrte dann nach Spanien zurück, wo er von seinen Entdeckungen viel Rühmens machte.

Noch mehr Lärmens machte aber einer seiner Begleiter, ein Florentin'scher Edelmann, Namens Amerigo Vespucci, oder wie man ihn auf lateinisch zu nennen pflegt, Americus Vesputius. Der wußte erstaunlich viel von seinen Heldenthaten und Abenteuern in Amerika zu erzählen und that so, als wäre er eigentlich der Mann, der die neue Welt entdeckt habe. Er machte eine Beschreibung von seiner Reise und den Raritäten, die ihm auf derselben aufgestoßen waren und brachte es dadurch so weit, daß man den ehrlichen Columbus, der doch einzig und allein der Entdecker des neuen Erdtheils war, fast ganz vergaß und nur von Americus Vesputius sprach. Ja die Undankbarkeit ging so weit, daß der Welttheil nicht nach Columbus Columbia, sondern nach dem Prahler Americus Vesputius Amerika genannt wurde und noch in unsern Tagen so heißt.

Die Feinde des Columbus fuhren fort, Böses von ihm zu sprechen und ihn bey dem Könige und der Königinn in Spanien in

Ungnade zu bringen. Endlich gelang es ihnen wirklich. Der König wurde auf Columbus unwillig, und schickte einen gewissen Spanier, Namens Franz von Bovadilla, nach Amerika, um Columbens Sache zu untersuchen, ihn, wenn er ihn schuldig fände, abzusetzen und an seiner Statt die Regierung zu übernehmen.

Bovadilla fuhr ab und stieg auf St. Domingo ans Land. Columbus war gerade nicht zu Hause. Ohne seine Sache vorerst gehörig untersucht zu haben, nahm der saubere Bovadilla sein Haus, sein Vermögen und die angelegten Festungswerker in Beschlag. Dann ließ er dem Columbus anzeigen, daß er abgesetzt, und er, Franz von Bovadilla, vom Könige von Spanien zum Oberstatthalter in West-Indien ernannt worden sey. Columbus hätte sich zwar wehren können; allein er that es nicht, sondern erschien, seiner Unschuld sich bewußt, vor Bovadilla. Dieser schlechtdenkende Mann wollte ihn aber nicht anhören, sondern befahl, ihn in Ketten zu legen und auf ein Schiff zu schleppen.

Der brave, verdiente Columbus, der muthige Entdecker einer neuen Welt, mußte auf diese Weise als ein niedriger Verbrecher

nach Spanien. Als man hier hörte, daß dieser große Mann, aller seiner Güter beraubt, und in Ketten gelegt, nach Europa gebracht werde, nahm alles an seinem Schicksale herzlichen Antheil. Er kam in Spanien an. Kurz vorher hatte er an die Königinn Isabella geschrieben und ihr seine Unschuld versichert. Diese schickte sogleich den Befehl, ihn in Freyheit zu setzen; ihm selbst aber Geld, um sich anständig zu kleiden und dann bey Hofe zu erscheinen.

Als Columbus vor dem König und der Königinn erschien, fiel er ihnen zu Füßen. Er war so gerührt, daß er einige Zeit stumm auf seinen Knieen lag, und kein Wort sprechen konnte. Endlich nahm er seine Kräfte zusammen, und schilderte in einer langen Rede das Unrecht, das ihm zugefügt worden sey.

Der König und die Königinn bezeigten ihm ihr Mitleid und versicherten, daß dieß ohne ihr Vorwissen geschehen sey. Um ihn davon zu überzeugen, entsetzten sie sogleich den ungerechten Franz von Bovadilla seiner Würde und sagten Columben viele Schmeichelepen. Aber da die Stelle eines

Oberstatthalters in Westindien von neuem besetzt wurde: so erhielt dieselbe nicht Columbus, sondern ein gewisser Nicolaus Ovando. Columbus berief sich zwar auf seine Rechte, und auf die Versprechungen, die ihm von der Regierung waren gethan worden. Allein es half alles nichts. Dieß machte ihn höchst unwillig. Ueberall trug er die Ketten mit, in denen man ihn nach Spanien geschleppt hatte, zeigte sie jedermann, erzählte das Unrecht, das ihm zugefügt worden wäre, und verordnete, daß, wenn er stürbe, man diese Ketten mit in seinen Sarg legen sollte.

Als Columbus sah, daß er die Stelle eines Oberstatthalters in Amerika durchaus nicht erhalten könne, bath er den König, ihm wenigstens noch eine Reise nach der neuen Welt zu erlauben, damit er zugleich den Weg nach Ost-Indien entdecken könnte. Der König willigte ein. Columbus bekam aber nicht mehr als vier kleine Schiffe, mit welchen er den 9ten May im Jahre 1502 absegelte, ob er gleich etwas kränklich war.

Er kam bey St. Domingo an und wollte hier ans Land steigen. Aber der neue Statthalter Ovando wollte dieses nicht erlauben. Dieser ungefällige Mann wollte eben achtzehn Schiffe nach Spanien schicken. Columbus warnte ihn, denn er sah, als ein erfahrener Seefahrer, voraus, daß es bald einen Sturm geben würde. Allein Ovando lachte ihn mit seiner Prophezeyhung aus, und ließ die Flotte auslaufen. Doch seine Naseweisheit wurde schrecklich bestraft. Denn in der Nacht darauf erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der die abgesegelte Flotte schrecklich herumwarf und so zu Grunde richtete, daß nur drey Schiffe davon kamen.

Auf den untergegangenen Schiffen befanden sich nicht nur alle Schätze, die in Amerika waren aufgeraft und nach Spanien geschickt worden, sondern auch der obenerwähnte Rebellenanführer Roldan, der ungerechte Franz von Bovadilla, der Columben hatte in Ketten legen lassen, und die meisten von Columbens Feinden und Verfolgern. Auf einem von den Schiffen aber, die gerettet wurden, befand sich Columbens ganzes Vermögen. Nachdem sich der Sturm gelegt hatte, segelte er wei-

ter und entdeckte eine lange Küste, nebst einem Hafen, den er Porte bello nannte. Hier stieg er ans Land und beschloß, in einer hübschen Gegend, am Flusse Beelem, eine Colonie anzulegen. Sein Bruder erhielt den Oberbefehl über dieselbe, er selbst aber reisete nach Spanien zurück, um von da solche Sachen zu holen, die die Colonie nöthig hatte. Aber auf dieser Reise ging es ihm sehr unglücklich. Er kam um seine Schiffe, mußte sich lange Zeit in Jamaica aufhalten, erhielt von Ovando auf seine Bitten, ihm beyzustehen, immer abschlägige Antwort und als er endlich mit schwerer Noth wieder nach Spanien kam, vernahm er schon auf dem Wege die traurige Nachricht, daß die Königinn Isabella, die ihn immer unterstützt hatte, gestorben sey. Er erschien vor dem Könige, und bath diesen, seine unbarmherzigen Feinde in Amerika zu bestrafen. Der König zuckte aber die Achseln und sagte, daß ihm dieses jetzt nicht möglich sey. Nach und nach wurde Columbus immer schwächlicher, und endigte nach so viel Mühe und Beschwerden, sein nützliches Leben den 20sten May im Jahre 1506. Seine Entdeckung war für die

Menschheit von den wichtigsten Folgen, und er gehört daher zu den Männern, die sich um ihr Geschlecht ausgezeichnete Verdienste erworben haben.

VI.

Einiges

über die

Indianer in Nord-Amerika

und die Karaiben in West-Indien.

Ueber die Indianer in Nordamerika und die Karaiben in West-Indien.

I.

Körperliche Eigenschaften, Gemüthsbeschaffenheit und Sprache der Indianer in Nord-Amerika.

Wenn man die Karte von Nord-Amerika vor sich hat, so findet man bald auf derselben die Provinzen Neu-England, Neu-York, Neu-Jersey, Pensylvanien, Maryland, Virginien, Nord- und Süd-Carolina und Georgien. Hinter diesen Ländern, die größtentheils von Europäern bewohnt werden, leben die Indianer, Völkerschaften, die sich noch im Zustande der Wildheit befinden und diesen Namen von den ersten Europäischen Entdeckern des nördlichen Amerika, bekommen haben. Man stelle sich unter den Indianern nicht Ein Volk vor. Man begreift unter diesem Namen eine sehr große

Anzahl von Völkern, die unter sich durch Sitten, Gebräuche, Lebensart, Sprache u. d. m. sehr verschieden sind. Unter denselben sind besonders zwey merkwürdig, die Delawaren und Irokesen, und von diesen wird hier vorzüglich die Rede seyn.

Die Delawaren und Irokesen sind einander sehr ähnlich. Die Mannspersonen von ihnen haben größtentheils viel Stärke, sind von mittelmäßiger Größe, wohlgestaltet, schlank und gutgewachsen. Nicht so die Frauensleute! Diese sind von kleiner Statur, nicht zum besten gewachsen und von Ansehen etwas plump. Die Haut dieser Indianer, so wie der Indianer überhaupt, ist röthlichbraun, und hat mit der Kupferfarbe Aehnlichkeit. Doch ist dieser mehr, jener weniger braun. Manche sind so gelbbraun, wie die Mulatten, andere so hellbraun, daß man sie von den bräunlichen Europäern nur durch ihre Haare unterscheiden kann. Ihre Haare sind nehmlich kohlschwarz, stark, lang und grob, und beynahe wie Pferdehaare. Im Alter werden sie weiß. Krause Haare sind selten. Was ihre Augen betrift: so sind sie groß und schwarz, und die rohen Männer dieser Völker haben einen überaus wilden, oft fürchterlichen Blick. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, und ihre Bildung ist mehrentheils angenehm. Ihre Wangenknochen

stehen etwas hervor; doch bemerkt man dieses mehr bey dem weiblichen als bey dem männlichen Geschlechte. Ihre Zähne sind durchgängig schön weiß. Die Männer können stark gehen, sehr gut laufen, haben einen sehr feinen Geruch, und ein ungemein scharfes Gesicht und Gehör.

Verwundern muß man sich über das starke Gedächtniß dieser Wilden. Wenn sie von ihren Rathsversammlungen sprechen, die vielleicht schon vor vielen Jahren gehalten wurden: so wissen sie sich an jeden kleinen Umstand zu erinnern, der dabey vorkam.

Nicht nur die Delawaren und Irokesen, sondern die Indianer überhaupt sind gegen einander sowohl als gegen Fremde gewöhnlich freundlich und bescheiden, aber ohne leere Complimente. Ihr Betragen ist gesetzt und vorsichtig. Die Kunst, sich zu verstellen, verstehen sie vollkommen. Sie lieben die Geselligkeit, besuchen einander oft, vermeiden dabey sorgfältig Zank, Spötterey und jede Art der Beleidigung, beschämen niemanden, und machen keinem gerade ins Gesicht Vorwürfe. Jagd und Fischerey lieben sie sehr und sprechen gerne davon. Neugierig sind sie in hohem Grade und hören daher unterhaltende Geschichten gar zu gerne; ob sie wahr sind oder nicht, darum bekümmern sie sich nicht, wenn sie

durch dieselben nur unterhalten werden. Sie haben in diesem Stücke viel Aehnlichkeit mit der neugierigen Jugend. Kommen Fremde zu ihnen, so nehmen sie sie auch schon darum gerne auf, weil sie von ihnen interessante Histörchen erwarten. Doch fragen sie dieselben nicht eher um Neuigkeiten, als bis eine Pfeife Tobak geraucht worden ist. Dann aber bitten sie sie, ihnen recht viel Neues zu erzählen, und jemehr der Fremde erzählt, desto angenehmer ist er ihnen als Gast. Wenn daher der eine oder der andere von euch, ihr jungen Leser, einmal zu den Indianern reisen sollte, so versorge er sich nur recht mit Geschichten. Fluchen und Schwören ist bey den Indianern nicht gewöhnlich.

Sie haben Vertrauen gegen einander. Ihre Jagdgeräthe, ihr Wildpret u. s. w. lassen sie oft mehrere Tage frey liegen. Mißtrauen gegen sie halten sie für eine große Beleidigung. Uebrigens ist das Stehlen unter ihnen nicht ungewöhnlich. Das Alter steht bey ihnen in großer Achtung, und junge Leute suchen durch Geschenke alte Männer sich zu Freunden zu machen, um von ihnen Anweisung zu erhalten, wie sie es anfangen sollten, um auch ein hohes Alter zu erreichen. Ein geschickter Jäger,

und ein tapfrer Anführer der Kriegsleute stehen bey ihnen in großer Achtung.

Sie lieben Geschenke, und sehen sie als Schuldigkeiten an; daher sie es auch übel aufnehmen, wenn man damit nicht fortfährt. Ihre Gastfreyheit ist sehr groß. Nimmt ein Fremder seine Zuflucht zu ihnen: so wird er von ihnen freundlich aufgenommen und beschützt.

Gegen ihre Feinde sind sie unerbittlich grausam. Sie können leicht in Zorn gebracht werden, und sind sie einmal dieß, so gehen sie auf Mord und Todtschlag aus. Ihre Rachbegierde kennt keine Grenze; selbst durch die Länge der Zeit wird sie nicht geschwächt. Mord und Todtschlag kommen unter den Indianern, seitdem sie durch die Engelländer den Englischen Branntwein, Rum genannt, kennen gelernt haben, sehr häufig vor. Selten endigt sich eines ihrer Feste, wobey viel Rum getrunken wird, ohne Blutvergießen.

Dem Stehlen und Lügen, der Zanksucht, der Verläumdung und Schwätzerey ist besonders das weibliche Geschlecht unter den Indianern ergeben.

Die Indianer sind zu Handarbeiten sehr geschickt, aber jede mühsame, anhaltende Arbeit ist ihnen zuwider. Sie sind ruheliebend, besonders die Mannspersonen. Die

Jagd beschäftigt sie nur einige Monate, die übrige Zeit im Jahre verleben sie größtentheils im Müssiggang. Nur wenn Hunger und Mangel sich einstellen, reißen sie sich von ihrer Trägheit los und werden thätiger. Die Weibspersonen müssen die Hauswirthschaft allein besorgen, und haben daher mehr zu thun.

Den Europäern, die ihnen ihre alten Länder entrissen haben, sind sie nicht gewogen. Sie halten sie für ihre Feinde und haben zu nichts weniger Lust, als ihre Lebensart mit der Europäischen zu vertauschen. Den Franzosen sind sie noch am meisten gut, weil diese sich in ihre Lebensart gut zu schicken und durch ihre ihnen natürliche Artigkeit ihre Gunst zu erlangen wußten. Zu den Engelländern haben sie bey weitem kein so großes Zutrauen. Alle weißen Amerikaner werden von den Indianern Langmesser genannt, weil sie in den letzten Kriegen bey ihnen viele lange Degen bemerkten.

Die Irokesen stehen in dem Credite, daß sie das, was sie versprechen, auch halten. Ihre Sprache ist von der Sprache der Delawaren ganz verschieden. Die letzte soll etwas angenehmes haben und wohlklingend seyn. Die Aussprache der Delawaren ist leicht, nur das ch wird sehr tief aus

der Kehle heraufgehohlt. Auch fehlen ihnen die Buchstaben f, ph und r, daher sie dieselben in fremden Namen entweder weglassen oder anders aussprechen. Sie sagen z. B. nicht Philippus, sondern Pilippus, nicht Petrus, sondern Petelus, nicht Priscilla, sondern Pliscilla.

Vielleicht ist es manchem Leser angenehm, etwas in der Delawarischen Sprache zu lesen. Es stehe daher hier ein Stückchen vom Vater unser, übersetzt ins Delawarische:

Ki Wetochemelenk, talli epian Awossagame.

Machelendasutsch Ktellewunsowoagan. Ksakimawoagan pejewigetsch. Ktelite hewoagan legetsch talli Ach quid hack a mike, elgiqui leek talli Awossagame. Milineen elgischquik gunigischuk Achpoan.

Lesen und Schreiben ist den Indianern unbekannt.

II.

Kleidung, Wohnung und häusliches Leben der Indianer.

Die Indianer halten große Dinge auf ihren Anzug und Putz. Kunst verschwenden sie

nicht viel darauf, aber sie schmücken sich doch gerne auf eine seltsame Weise. Von einem schweren Anzuge halten sie nichts; sie lieben vielmehr eine leichte Kleidung. Ehedem hängten sie eine Decke um, die aus Federn von welschen Hühnern zusammengesezt war. Diese ist aber in den neuern Zeiten aus der Mode gekommen. Vermögende Indianer tragen jezt ein drey Ellen langes Stück Tuch von blauer, rother oder schwarzer Farbe, das zuweilen mit Korallen geziert ist und leicht um den Leib geworfen wird. Arme Indianer bedecken sich nur mit einer Bärenhaut. Ist die Witterung kalt, so thun dieß auch die Reichen. In diesem Falle nehmen sie auch einen Pelz von Biberfellen oder anderm Rauchwerk um, und zwar so, daß die Haare immer nach innen zugekehrt sind.

Einige bedecken ihr Indianisches Haupt mit Hüten oder Mützen, die sie von den weißen Leuten kaufen. Sehr viele gehen mit bloßem Kopfe. Mannsleute raufen gerne ihr Haar aus, weil sie lange Haare für häßlich halten.

Die meiste Aufmerksamkeit wenden sie auf die Ausschmückung ihres Gesichtes. Fast alle Tage bemahlen sie es, und nie gehen sie zum Tanze, bevor sie es nicht recht helle illuminirt haben. Sie glauben,

braven Männern stehe diese Mahlerey wohl an, und sind daher dabey auf Veränderungen und neue Moden sehr bedacht. Die Zinnoberfarbe lieben sie vorzüglich und bestreichen sich zuweilen den ganzen Kopf damit, daß er feuerroth aussieht. Mitunter bringen sie schwarze Flecken an, oder färben wohl auch die eine Hälfte des Gesichts und Kopfes schwarz, die andere roth.

Von einigen Indianern wird die blaue Farbe vorgezogen, weil sie, wie sie sagen, die Farbe des stillen Himmels und dieser das Bild des Friedens ist. Wenn sie daher zeigen wollen, daß sie gegen andere Völkerschaften friedlich gesinnt sind, so färben sie sich und ihre Gürtel blau.

Die Figuren, die sie auf ihr Gesicht mahlen, sind von verschiedener Art. Jeder folgt darin seinen Einfällen, und strengt sich an, andere zu übertreffen, und etwas besonders zu haben. Einer mahlt sich auf jeden Backen eine Schlange, ein anderer eine Schildkröte, einen Hirschen, Bären oder ein anderes Thier.

Viele Indianer durchbohren ihre Nasen und hängen daran eine große Perle, oder ein Stück Silber oder Gold. Die Ohrläppchen dehnen sie so lang und breit als möglich, und zieren sie mit Perlen, Ringen,

glänzenden Steinen, Federn, Blumen, Korallen, oder silbernen Kreuzen.

Das Seltsamste bey ihrem Putz ist der Gebrauch, sich allerhand Figuren, Schlangen, Vögel u. d. m. mit einer Nadel in die Haut zu ritzen und mit Pulver zu beitzen. Mancher ist am ganzen Oberleib so voll davon, daß er von weitem mit einem Harnisch bedeckt zu seyn scheint. Bisweilen werden sie durch ihren Schmuck berühmt, und sind stolz darauf. So hieß zum Beyspiel einmal ein Hauptmann der Irokesen, der seine Brust tetowirt und schwarz gebeitzt hatte, der schwarze Prinz.

Die Ursache, warum sie sich so putzen, ist nicht, um andern zu gefallen, sondern sich ein großes und schreckliches Ansehen zu verschaffen.

Die Indianer bestreichen häufig ihren Leib mit dem Fett von Bären und andern Thieren, um ihre Glieder geschmeidig zu erhalten und sich gegen den Stich der Mücken und anderer Insecten zu schützen. Ihre braune Farbe wird dadurch noch dunkler und ihr Aussehen schmutzig.

Ein unentbehrliches Stück ist dem Indianer, so wie manchem Europäer, der Tobaksbeutel. In demselben hat er Tobak und Pfeife und sein kleines Messer und Feuerzeug. Diesen Beutel trägt er nebst

seinem kleinen Beil und langen Messer im Gürtel überall mit sich. Es besteht gewöhnlich aus dem Felle einer ganz jungen Fischotter, oder eines jungen Bibers, Fuchses u. s. w.

Alle Weibspersonen lassen ihre Haare frey wachsen, daher sie bey manchen bis an die Kniee reichen. Eine Indianerinn hält sich durch das Abschneiden ihrer Haare für beschimpft. Ihr Gesicht pflegen sich die Frauenzimmer nicht mit vielen Figuren zu bemahlen, sondern machen etwa einen runden rothen Fleck auf jeden Backen, färben die Augenbraunen und den Scheitel eben so, manche auch die Ränder der Ohren und die Schläfe. Mit silbernen Armspangen schmücken sich Männer und Weiber überaus gern. Allein das Tetowiren ist bey diesen nicht so gewöhnlich als bey jenen.

Zu ihren Wohnungen wählen die Indianer vorzüglich solche Wohnungen, wo Holz und Wasser in der Nähe und fettes Land ist, auf welchem sie Welschkorn pflanzen. Vor der Bekanntschaft mit den Europäern kannten sie keine andere Wohnungen, als Hütten von Baumrinden, inwendig mit Binsen bekleidet, und mit Rinde, Binsen oder langem dürrem Grase gedeckt. In solchen Hütten wohnen noch jetzt die Irokesen und andere Indianische Völkerschaften,

die von den Europäern entfernt leben. Die Delawaren aber haben durch den Umgang mit diesen den Gebrauch besserer Häuser gelernt, die sie entweder selbst bauen oder von den weißen Leuten bauen lassen.

Die Delawaren bauen die Dächer spitzig, die Irokesen aber machen sie rund und gleichsam gewölbt. Eine Anzahl Häuser und Hütten machen ein Dorf, oder eine Indianer-Stadt aus, und ist der Ort mit dicht an einanderstehenden Pfählen umgeben, so wird er von ihnen für eine Festung gehalten. Bey Anlegung ihrer Dörfer befolgen sie keinen Plan, sondern jeder baut, wo und wie es ihm am schicklichsten oder bequemsten zu seyn dünkt. Dergleichen Dörfer sind selten groß.

Die Häuser der Indianer sind übrigens weder bequem, noch enthalten sie vielen Hausrath. Sie sind gewöhnlich sehr niedrig. Mitten darin ist der Feuerplatz, um welchen Sitzbänke von Bretern sind, welche den Einwohnern zum Tisch und zur Bettstelle dienen. Ihr Unterbette ist eine ungegerbte Hirsch- oder Bärenhaut, oder eine Matte von Binsen. Mit solchen Matten behängen einige auch die Wände, theils zur Zierde, theils um damit die Kälte abzuhalten. Ihre Vorräthe an Lebensmitteln und

andern Sachen hängen sie an Stangen, die mitten durch die Hütte gezogen sind.

Reinlichkeit ist bey den Indianern nicht gewöhnlich. Ihre Kessel, Schüsseln und Löffel werden selten gewaschen, wohl aber von Hunden abgeleckt. Doch sind die Irokesen viel unreinlicher als die Delawaren. — Weil die Hunde immer in ihren Häusern und ums Feuer herumliegen, so gibt es bey ihnen durchgängig viele Flöhe. Auch fehlt es nicht an Wanzen und anderem Ungeziefer.

In den Wohnungen der Indianer wird beständig Feuer unterhalten, wozu ein großer Aufwand von Holz erforderlich ist. Zwar findet man in dortigen Gegenden überall auch Steinkohlen, aber sie werden von den Indianern nicht geachtet, weil es ihnen an Holz nicht mangelt. Ihre Waldungen schonen sie nicht in mindestem, verbrennen nicht nur unnöthiger Weise viel Holz, sondern zünden auch oft das dürre Gras an, wobey oft die Bäume vom Feuer ergriffen werden und ganze Wälder abbrennen. Daher kommt es, daß zuweilen Holzmangel eintritt, und sie genöthigt werden, ihren Wohnplatz zu verändern und in einer andern Gegend ein Dorf anzulegen.

III.

Speisen, Ackerbau und Viehzucht der Indianer.

Die gewöhnlichen Speisen der Indianer bestehen in Fleisch, Fischen, Hülsen, Früchten und Obst. Sie essen fast alle Thiere, die sie auf der Jagd fangen, am meisten und liebsten Hirsche- und Bärenfleisch. Die Irokesen und Delawaren und alle mit ihnen verbundenen Völker essen das Fleisch nie roh, aber oft, wie andre Speisen, ungesalzen, obgleich es ihnen an Salz nicht fehlt.

Ihre Mahlzeit, bey welcher es mehrentheils nicht gar reinlich zugeht, besteht gewöhnlich nur aus Einem Gerichte. Sie essen, wann sie eben hungrig sind, ohne sich an eine bestimmte Stunde zu binden. — Muscheln und Austern lieben sie sehr. Die Landschildkröten pflegen sie ebenfalls zu essen, so wie auch die Heuschrecken, die zuweilen schaarenweise die Bäume bedecken und kahl machen.

Unter den Hülsenfrüchten, die den Indianern zur Nahrung dienen, ist die vornehmste das bekannte Welschkorn oder türkischer Weitzen. Die Delawaren bereiten diese Frucht auf zwölf verschiedene Arten.

Außer einer Art Bohnen bauen die Indianer auch Kürbisse, Weißkraut, Ruben u. d. m. wozu sie von den Weißen den

Saamen bekommen. Ihr Ackerbau ist von keiner Bedeutung, und schränkt sich bloß auf die dringendsten Bedürfnisse ein, denn sie begnügen sich allenfalls mit den eßbaren Erdgewächsen, die ihnen ohne menschliche Hülfe zuwachsen; dahin gehören vorzüglich Kartoffeln und Pastinakwurzeln, woraus sie eine Art von Brod backen.

Ihre Feldfrüchte verwahren sie in runden Löchern, die sie in einiger Entfernung von den Häusern in die Erde graben, mit trockenem Laube oder Grase auslegen und mit Gras und Erde bedecken. Solche Vorräthe suchen sie sehr geheim zu halten, weil sie wissen, daß sie dem, der Mangel leidet, und von ihrem Vorrath weiß, so lange geben müssen, als etwas davon übrig ist. Daraus entsteht aber nicht selten Hungersnoth. Denn viele unter ihnen sind so träge, daß sie selbst nichts pflanzen, sondern sich darauf verlassen, daß andere ihren Vorrath mit ihnen theilen würden.

Mit fruchttragenden Pflanzen, Sträuchen und Bäumen ist das Land reichlich versehen. Erdbeeren, die vorzüglich groß und wohlschmeckend sind, wachsen so häufig, daß ganze Fluren damit so bedeckt sind, als wenn sie mit rothem Tuche überzogen wären. Wilde Stachelbeeren, schwarze Johannisbeeren, Brombeeren, Himbeeren und Hei-

delbeeren wachsen ebenfalls in Menge. Rothe Johannisbeeren werden in den Gärten gezogen. Maulbeerbäume, die sehr hoch wachsen, gibts auch, Weinstöcke findet man in Menge. Sie werden in den niedrigen Gegenden ungemein dick und lang. Oft sieht man Ranken, die sich um die höchsten Bäume bis zum Gipfel geschlungen haben, von da wieder herunterlaufen, und mit ihren Spitzen auf der Erde liegen. Ihre Trauben sind aber ziemlich sauer. Auf dem hohen Lande bleiben die Ranken dünn und klein; aber die Trauben sind eßbarer, die Bären besuchen die Bäume gar fleißig, und wissen sich immer die besten Trauben auszusuchen.

Kirschen und wilde Pflaumen gibt es hier eine große Menge, Pfirsiche und Holzäpfel desgleichen. Von gemeinen Kastanien findet man ganze Wälder. Ihre Frucht ist etwas kleiner als die Europäische, aber süßer und schmackhafter. Wenn die Kastanien reif sind, so geben sich die Indianer die Mühe nicht, sie ordentlich zu sammeln, sondern finden es bequemer den Baum umzuhacken. Die Kastanien lassen sich roh essen, gewöhnlich aber werden sie gekocht, da sie eine sehr fette Brühe geben. Man kann sie auch wie Kaffeebohnen rösten, und einen Trank daraus bereiten, der dem Kaffee im

Geschmacke nahe kommt, und zugleich ein gelindes Laxiermittel abgibt.

Der gemeine Wallnußbaum wird hier hoch und dick und breitet seine Aeste weit aus. Die Nüsse haben eine dünne Schale, und der Kern ist schmackhaft. Der Butter- oder Oehlnußbaum wächst vornehmlich auf Wiesen, in einem warmen Boden. Sein Stamm wird nicht sehr dick, hat viele Aeste und seine Blätter sind wie Wallnußblätter. Auch die Nuß hat eine Schale wie die Wallnuß, nur ist sie etwas weicher und dabey viel länger und dicker, hat also auch einen weit größern Kern, der sehr viel Oehl enthält, welches ungemein angenehm riecht.

Bey den Delawaren findet man Obstgärten gar nicht, weil sie ihren Wohnplatz oft verändern, wohl aber bey den Dörfern der Irokesen. Angenehmer als alle Fruchtbäume ist den Indianern der Ahornbaum, aus dessen Saft sie ihren Zucker bereiten. Es gibt deren zwey Arten, die harte und die weiche. Der Saft des harten Ahorns ist vorzüglich süß. Er wächst gewöhnlich auf Anhöhen, besonders wo Wasserquellen sind, und blühet roth. Im Frühjahr, wenn der Schnee wegschmilzt, wird der Ahorn, wie die Birke, voll Saft. Alsdann nimmt das Zuckerkochen gewöhnlich

seinen Anfang. Das Verfahren dabey ist folgendes.

Jede Familie versieht sich zuvor mit messingenen Kesseln, um den Zucker zu kochen, und mit kleinen und größern hölzernen Trögen oder Schüsseln von Baumrinde, um den Saft aufzufangen. Ist dieses alles in Bereitschaft, so wird in den Ahornbaum schräg herunter eine Narbe gehauen, und unten ein Trichter von Baumrinde eingepaßt, woran der Saft in die untergesetzten hölzernen Tröge oder Schüsseln fließt. Am häufigsten fließt der Saft, wenn es des Nachts friert oder reift, und am Tage die Sonne scheint. In der Nacht hört der Ausfluß gemeiniglich auf. Je nachdem die Witterung günstig ist, währt die Flußzeit ein oder zwey Monathe. Der Saft, welcher eine bräunliche Farbe hat, wird, ohne irgend einen Zusatz, in messingenen Kesseln bey gelindem Feuer Anfangs gekocht bis zur Honigdicke, und dann noch mehr eingekocht, wobey er immer brauner wird. Aus den Kesseln wird er sogleich in hölzerne, breite, bis zwey Zoll tiefe Gefäße gegossen, und darin gerührt, bis er kalt ist, wodurch der Zucker so fein und körnicht wird, als der Westindische. Er soll sehr süß und gesund seyn. Das Kochen desselben ist hauptsächlich die Arbeit der Weiber.

Das gewöhnliche Getränke der Indianer bey der Mahlzeit ist die Brühe von ihren Speisen. Außerdem trinken sie Wasser. Sehr angenehm ist ihnen auch ein Trank, der aus getrockneten Heidelbeeren mit Zucker und Wasser bereitet wird. Nach starken Getränken sind sie sehr lüstern, und im Genusse derselben unmäßig. Der Branntewein, und besonders der Rum, womit die Europäer sie leider! bekannt gemacht haben, reibt unter ihnen mehr Menschen auf als alle ihre Kriege.

Die Viehzucht ist bey den Indianern von keiner Bedeutung. Sie jagen lieber im Walde dem Wilde nach, als daß sie zu Hause das Vieh abwarten sollten. Nur wenige haben angefangen, Rindvieh zu halten, die mehresten aber haben kein anderes Vieh als Hunde, Schweine und Pferde. Ihre Hunde, besonders die Delawarischen, haben viel Wolfsartiges; wenn sie böse sind, weisen sie gleich die Zähne, packen aber keinen Wolf an, wenn sie gleich angehetzt werden.

Von Pferden sind die Indianer große Liebhaber; sie gebrauchen sie aber nicht zur Arbeit, sondern bloß zum Reisen, und wenden wenig auf ihre Unterhaltung. Gemeiniglich hängen sie ihnen Schellen an, und lassen sie ihr Futter auf den Wiesen oder im

Walde suchen; wollen sie sie brauchen, so suchen sie dieselben erst im Walde auf. Ein jeder kennt seine Schelle ziemlich genau, und geht ihrem Klange nach, ruft dem Pferde zu, und lockt es mit Korne, bis es sich greifen läßt.

IV.

Jagd und Fischerey der Indianer.

Mit der Jagd beschäftigen sich die Indianer am meisten; nach dem Kriege halten sie dieselbe für die rühmlichste Beschäftigung. Daher findet man unter ihnen und vorzüglich unter den Delawaren, sehr viele geschickte und erfahrne Jäger.

Schon als Knaben lernen sie auf Bäume klettern, um etwas zu fangen, oder sich umzusehen, und ihr Gesicht zu schärfen. Daher können sie sehr gut in die Ferne sehen, welches ihnen besonders auf der Jagd zu Statten kommt. Auch wissen sie das Wild, fast besser als abgerichtete Spürhunde, auszufinden und zu verfolgen. Weil sie sich von Jugend auf im Laufen üben, so erlangen sie darin eine solche Fertigkeit, daß sie einem Hirsche, der auf den ersten Schuß nicht fällt, sogleich nachsetzen und ihn gemeiniglich einholen.

Sie sind mit unzähligen Kunstgriffen, das Wild in ihre Gewalt zu bringen, bekannt. Ehemal brauchten die Indianer zur Jagd nichts als Bogen und Pfeile, deren Spitze ein länglichtes scharfes und spitziges Dreyeck von Feuerstein war. In West- und Nordwest bedienen sich auch jetzt noch ganze Indianische Nationen keines andern Gewehrs zur Jagd. Es ist der Vortheil dabey, daß das Wild dadurch nicht so scheu gemacht wird, als durch das Feuergewehr. Die Delawaren und Irokesen aber brauchen jetzt gezogene Büchsen zur Jagd mit vieler Geschicklichkeit. Bogen und Pfeile brauchen sie nur, wenn sie an unbeträchtliches Wild keinen Flintenschuß wenden wollen.

Ehe der Indianer auf eine lange Jagd ausgeht, schießt er bisweilen erst einen oder etliche Hirsche, und stellt davon eine Opfermahlzeit an, wozu er alte Männer einladet, damit sie ihm Glück zur Jagd erbethen sollen. Manche baden und bemahlen sich vor ihrem Jagdzuge, und wer es recht gut machen will, fastet vorher. Beym Fasten enthalten sich die Indianer durchaus alles Essens und Trinkens, ohne dabey finster und mißvergnügt zu seyn. Sie fasten, wie sie sagen, eigentlich, um desto besser träumen zu können, wozu, wie sie glauben, ein leerer Magen beförderlich seyn soll.

Träume aber halten sie für nöthig, um zu erfahren, wo das meiste Wild anzutreffen sey.

Eine Gesellschaft, die auf die Jagd geht, wählt den Geschicktesten zum Anführer. Dieser hat darüber zu wachen, daß jeder die Jagdgebräuche beobachtet, daß z. B. kein Jäger die Gesellschaft verläßt, bis der Jagdzug zu Ende ist. Hat einer ein Stück Wild verwundet, und ein anderer tödtet oder findet es todt: so gehört das Fell dem, der es zuerst angeschossen hat; dem andern das Fleisch zur Hälfte oder ganz. Schießen ihrer etliche zugleich, und sie können nicht genau bestimmen, wer das Thier am ersten oder besten getroffen hat, so geben sie das Fell dem ältesten unter ihnen, wenn er auch nicht mit geschossen hat, und diesem wird dann die Ehre zugesprochen, daß er das Wild geschossen habe. Wenn daher die Alten mit dem Schießen nicht mehr gut zu recht kommen können, so erhalten sie doch fast immer bey solchen Gelegenheiten etliche Felle; sie dürfen nur mit schießen, sie mögen treffen oder nicht. Das Fleisch wird aber allemal unter alle getheilt, doch so, daß die Alten immer das meiste bekommen.

Gewöhnlich bleiben die Indianer drey bis vier Wochen, oft auch etliche Monate, auf der Jagd. Ein Jäger, der sich an keine

Jagdgesellschaft anschließen mag, thut seinen Jagdzug entweder ganz allein, oder nimmt seine Frau und Kinder mit sich, und baut auf dem Platze, wo er sich aufhält, eine Hütte von Baumrinden. Von einem erlegten Hirsch nimmt er die Haut, und soviel Fleisch, als er tragen kann. Das übrige hängt er an einen Baum, und jeder, der da will, kann es nehmen. Das Fleisch, das er mit sich nimmt, wird entweder frisch verzehrt, oder zu künftigem Gebrauch gebraten. Sind die Stücke wohl durchgebraten, so werden sie, wenn sie kalt geworden, in einen Sack gethan, oder an einen Strick angereiset, und in die Luft gehangen.

Die beste Jagdzeit der Indianer ist die vom September bis Januar; da ist das Wild fett, und die Felle sind gut. Ihre vornehmste Jagd ist die Hirschjagd. Vor Zeiten war das Wild hier in großer Menge. Jetzt, wo die Hirschhäute verhandelt werden, schießt ein geschickter Jäger in einem Herbste wohl 50 bis 150 Hirsche, und so muß natürlicher Weise das Wild sehr abnehmen.

Auf die Hirschjagd folgt, zu Anfang des Januars bis in den May, die Bärenjagd.

Der dortige gemeine Bär ist ganz schwarz, hat kurze Ohren, einen ziemlich

dicken Kopf, ein spitziges Maul, und einen sehr kurzen Schwanz, aber große starke Klauen. Er klettert auf die höchsten Bäume, um Weintrauben, Kastanien und Eicheln herunter zu holen. Auch liebt er Honig. Dieses Futter macht sein Fleisch ungemein saftig und wohlschmeckend.

Es gibt dort aber auch, wiewohl selten, eine Art schwarzer Bären, die viel größer als die gewöhnlichen sind, an den Beinen viele, sonst aber am ganzen Leibe wenig Haare haben, und ganz glatt zu seyn scheinen. Die Indianer nennen einen solchen Bär den Bärenkönig, weil ihm die andern Bären gern nachfolgen.

Die dortigen Bären fressen alle Fleisch, und suchen es begierig auf. Das Wild, das die Indianer an Bäume aufhängen, ist ihnen willkommen. Die großen Bären sind vorzüglich gefräßig, und fallen im Lande der Irokesen, wo sie gemeiner sind, Weiber und Kinder, auch wehrlose Mannsleute an.

Gegen das Ende des Decembers pflegen die Bären, nachdem sie sich gut gemästet haben, in ihr Winterlager zu gehen. Sie bereiten dieses entweder in stehenden hohlen Bäumen, oder in Felsenlöchern, oder im dicksten Gebüsche. Die mehresten verlassen es gleich beym Eintritt des Frühlings wieder.

Während der Hirschjagd schießen die Indianer keinen Bär; erst wenn diese vorbey ist, gehen sie auf die Bärenjagd. Sie sind überaus geschickt, die Bären in ihren Löchern auszuspüren. Will der Bär nicht aus dem hohlen Baume heraus, so hauen sie den Baum um, und tödten den Bär gemeiniglich mit dem ersten Schuß. Bären, die sich in den wilden Schwämmen aufhalten, werden in hölzernen Fallen gefangen.

Diese Thiere sind den Indianern nützlich durch ihr saftiges, wohlschmeckendes Fleisch, und durch ihr Fett, das nur spät ranzig wird. Die Bärenhäute verhandeln sie selten, weil sie keinen sonderlichen Werth haben, und brauchen sie lieber zu ihren Lagerstätten, wozu sie wegen ihrer dichten Haare sehr gut sind. Weiße Leute kaufen gern die Speckseiten der Bären, und brauchen sie Statt Butter und Oehl zum Salat.

Die Biberjagd ist wegen des hohen Preises der Biberfelle die einträglichste für die Indianer. Sie stellen deßwegen zu allen Jahreszeiten diesen Thieren nach. Im Lande der Irokesen wird diese Jagd am stärksten getrieben, die Hirschjagd hingegen in dem Delawar-Lande.

Nach der Jagd ist die Fischerey die liebste Beschäftigung für Indianer. Kleine Knaben sieht man schon mit Bogen und

Pfeil in seichten Bächen waten und Fische schießen. —

Die Indianer haben zwar immer auf der Jagd und auf Reisen Angeln oder Harpunen zum fischen bey sich; aber zu gewissen Zeiten gehen sie ganz eigentlich auf den Fischfang aus, entweder einzeln, oder in Gesellschaft. Sie bedienen sich dabey ihrer Kanoes oder leichten Bothe. Sie befahren damit nicht nur große Flüsse, sondern auch die großen Landseen, und weil sie leicht sind, so schlagen die Wellen weniger hinein, als in Europäische Bothe. Der Fische, die mit Angeln, Netzen und auf andere Weise von den Indianern gefangen werden, gibt es eine große Menge und dabey viele Arten davon.

In den großen Flüssen, die Ebbe und Fluth haben, gibt es große Krebse. Die Indianer fangen sie, indem sie ein Stük Fleisch, an einen Strick von Bast befestigt, in den Strom legen, da sie sich denn an das Fleisch anhängen, und so herausgezogen werden. Auch trift man eine Art Taschenkrebse an, die nicht größer sind, als ein Sächsischer Gulden.

V.

Einige vierfüßige Thiere in den Ländern der Indianer.

Der Panther, den man hier findet, ist so groß, als ein starker Bauernhund und etwa 4 Fuß lang. Er hat kleine abgestuzte Ohren, einen dicken, katzenartigen Kopf, kurze Beine und scharfe Klauen, einen langen Schwanz, und einen grünen, mit röthlichen Haaren untermengten Pelz. Sein Gehäule ist dem Geschrey eines Kindes ähnlich; ein gewisses Gemäcker aber, das hinten drein folgt, verräth den Panther. Wenn er seinen Raub verzehrt, murrt er, wie die Katze. Sein Fleisch wird von vielen gegessen, und sein Fell ist eine gute Decke. Er hält sich in dicken Gebüschen auf, steigt auf Bäume, und lauert auf Schweine, Hirsche und andere Thiere. Im Springen hat er eine besondere Geschicklichkeit, und beym Fangen seines Raubes beweißt er eine ganz ungemeine Stärke. Mit einem Satz sucht er denselben zu erhaschen; hat er aber einen Fehlsprung gethan, so verfolgt er ihn nicht weiter. Von einem getödteten Thiere verzehrt er nur wenig, und läßt das übrige liegen; wird er wieder hungrig, so sucht er sich ein anderes. Jagt man den Panther, auch nur mit einem kleinen Hunde, so wehrt

er sich nie auf der Erde, sondern springt auf einen Baum; von da aber thut er mörderische Ausfälle, und wenn der Schuß fehl geht, so sieht es um den Jäger gefährlich aus. Gewöhnlich fallen sie keinen Menschen an, kommen aber Jäger oder Reisende an solche Orte, wo ein Panther seine Jungen hat, so sind sie freylich in großer Gefahr. Wer vor ihm fleucht, der ist verloren. Vielmehr muß man ihn nicht aus den Augen lassen, und sich allmählig rücklings von ihm entfernen. Hat man einen Fehlschuß nach ihm gethan, so muß man ihm nur so viel schärfer in die Augen sehen. Dazu gehört aber eine Unerschrockenheit, wie sie den Indianern gewöhnlich ist, von denen sich mancher auf diese Weise gerettet hat.

Der schrecklichste Feind der Hirsche und Elenthiere ist der Kuguar oder Wolfsbär, welcher in der Größe dem Wolfe gleich kommt. Er greift entweder unvermuthet aus einem Hinterhalte an, oder klettert auf einen Baum, und lauert, bis eines von den gedachten Thieren gegen Hitze oder Kälte Schutz darunter sucht. Dann springt er ihm auf den Nacken, beißt ihm die Kehlader ab, und wirft es zu Boden, wobey er seinen langen Schwanz um den Hals des Thieres schlingt. Der einzige Weg, seiner los zu werden, ist, wenn ein Wasser in der

Nähe ist, und das Thier sogleich darauf zueilt, weil der Wolfsbär wasserscheu ist. Auch ist er ein Schrecken der Bären, sogar wenn er todt ist, und sie ihn nur liegen sehen.

Die Bergkatze, die es hier gibt, hat die Gestalt einer zahmen Katze, ist aber viel größer, und hat röthliches Haar, mit schwarzen Streifen. Sie ist überaus wild, und wagt sich an Hirsche, denen sie, wie der Kugar, auf den Nacken springt und das Blut aussaugt. Besonders stellt sie den Schweinen nach.

Die Nord-Amerikanischen Wölfe sind etwas kleiner als ihre Brüder in Europa, grau, auch fast ganz schwarz, und in Menge anzutreffen. Sie brechen zuweilen in die Jagdhütten der Indianer, rauben ihr geschossenes Wild und zerreissen ihre Hirschfelle. Menschen greifen sie selten an. Die Indianer gebrauchen bisweilen einen zahmen Wolf als Spürhund. Sie sind grausame Feinde der Hirsche, gegen die sie sich oft des Nachts in großen Haufen mit fürchterlichem Gehäule versammeln.

Die wilden Katzen haben einen grauen Pelz, nähren sich vom Raube, besuchen gern die Jagdhütten der Indianer und hohlen sich da manches Stück Fleisch.

Das Stinkthier ist etwas kleiner, als ein gemeiner Iltis, und hat fast die Gestalt einer zahmen Katze. Sein Fell ist glänzend, und die Farbe schmutzig weiß, mit verschiedenen schwarzen Stellen. Sein Schwanz ist lang und buschig, wie beym Fuchs. Es hält sich vorzüglich in Gebüschen auf, sieht freundlich aus, weicht aber niemanden aus, und wer ihm zu nahe kommt, wird übel bezahlt. Denn sobald es sich in Gefahr zu seyn glaubt, oder böse wird, spritzt es von hinten auf drey Klaftern weit eine feine, ausserordentlich stinkende Feuchtigkeit, wovon die Luft auf hundert Schritte ganz eingenommen wird, so, daß kein Mensch da nur eine Minute vor Gestank aushalten kann. Wird ein Kleid auch nur mit einem Tropfen dieser Feuchtigkeit bespritzt, so muß es auf einige Zeit in die Erde vergraben werden, wenn es den unausstehlichen Gestank verlieren soll; sich selbst aber muß man baden, ehe man wieder in eine Gesellschaft kommen darf. In den Augen erregt diese Feuchtigkeit sehr empfindliche Schmerzen, und wohl gar Blindheit. Ein Hund, der vom Stinkthiere bespritzt worden, läuft herum, schreyt, als ob er gepeitscht würde, und wälzt sich vor Unmuth einmal übers andere. Sonst ist das Fleisch des Stinkthieres gut und schmackhaft. Das unangenehmste ist, daß das Stinkthier die

Keller und Vorrathskammern gerne besucht. Niemand wagt es, den unsaubern Gast mit Gewalt herauszujagen.

Doch dieß sey genug. Andere vierfüßige Thiere, die es in den Ländern der Indianer in Menge gibt, wollen wir mit Stillschweigen übergehen.

VI.

Schlangen in den Ländern der Indianer.

In dem Lande der Delawaren und Irokesen gibt es Schlangen in Menge und von verschiedener Art. Die gefährlichsten sind die Klapper- oder Rasselschlangen, deren es schwarze und gelbe gibt. Die gelben sind die größten; sie sind fast sechs Schuh lang und etwa neun Zoll dick. Ihre Haut ist sehr schön gezeichnet; der obere Theil des Körpers ist braun mit rothgelb untermischt, und mit dunkelschwarzen Strichen durchkreuzt, die in eine Goldfarbe spielen. Der Bauch ist hellbraun. Die schwarzen haben mit den gelben einerley Farben, nur in einer andern Mischung. Jede Art hat vorne im obern Theile des Mauls zu beyden Seiten zwey schmale, sehr scharfe Zähne, die sie schnell ausstrecken und einziehen können, und

an deren Wurzel ein Bläschen ist, aus welchem, wenn sie beißt, eine giftige Feuchtigkeit in die Wunde dringt. Die Rasseln am Ende des Schwanzes, sind hornartige, wie eine Kette in einandergeschlungene Ringe, deren sie jährlich einen mehr und so bis auf 20 bekommt. Diese machen, wenn sich die Schlange bewegt, ein Geklapper, das sie verräth, wenn sie auch nicht gesehen wird. Sie greift nie an, weicht aber auch nicht, wenn man gegen sie kommt, sondern hält sich stille, bis sie Gefahr merkt, dann rasselt sie, zieht sich zusammen, streckt den Kopf in die Höhe, und schießt auf den, der ihr nahe genug kommt, mit solcher Wuth los, und das wiederhohlt sie zwey bis dreymal. Ihr Biß verursacht gleich einen fieberhaften Frost, und bey der Wunde entsteht eine Geschwulst, die sich allmählich über den ganzen Köper verbreitet. In heißen Sommertagen ist ihr Biß oft auf der Stelle tödtlich. Die Indianer sind aber mit den Mitteln gegen seine Wirkungen so bekannt, daß man wenige Beyspiele hat, daß einer an den Folgen des Klapperschlangenbisses gestorben sey. Ein gebissenes Stück Vieh kann in 24 Stunden ausser Gefahr seyn, weil die rechten Mittel gebraucht werden. Ausserdem ist sein Tod unvermeidlich. Nur den Schweinen können diese Schlangen nicht schaden,

und werden sogar häufig von ihnen gefressen. Wird dieses Thier zornig gemacht, und es kann sich nicht rächen, so beißt es sich selbst, und in wenig Stunden ist es todt.

Eine sonderbare Eigenschaft der Klapperschlange ists, daß sie durch ihren Blick einen Vogel oder ein Eichhörnchen so verwirrt und gleichsam bezaubert, daß das arme Thierchen, wie sehr es auch dagegen kämpft, vom Baum herunter taumeln und endlich der Schlange in den Rachen springen muß, die es alsdann beleckt, und mit ihrem Speichel schlüpfrig macht, damit es beym Verschlingen glatt hinuntergehe.

In steinigen, bergigen, besonders unbewohnten Gegenden, sind diese Schlangen am häufigsten, und vermehren sich ausserordentlich. Gegen das Ende des Jahres verkriechen sie sich in ihre Löcher, wo sie haufenweise über einander liegen, und wenig Leben haben. Wenn sie im Frühjahre wieder hervorkommen, sterben ihrer viele. Manchmal sind große Haufen derselben über einander gesehen worden, die die Luft mit ihrem Gestanke erfüllten.

Ueberdieß gibt es in diesen Ländern mehrere andere Arten von Schlangen, verschieden in Ansehung der Größe, Farbe und Eigenschaften; schwarze, gelbe, kupferfarbige, grüne, scheckige. Einige haben das Vermö-

gen, auf Bäume zu klettern. Eine Art schadet durch ihren giftigen Hauch. Einige haben Stärke genug, große Raubvögel, wenn sie von denselben angegriffen werden, schnell zu umschlingen und zu erdrücken. Einige leben im Wasser und nähren sich von Fischen. Nicht alle sind giftig, vielleicht nur wenige. Die meisten haben die Gewohnheit, ihren Raub erst mit ihrem Speichel zu feuchten, und alsdann ganz, aber langsam und mit Mühe, zu verschlucken. Eidexen gibt es hier nur wenige, hingegen mehrere Arten von Schildkröten und Fröschen. Die größten Amerikanischen Frösche sind die sogenannten Ochsenköpfe, die sich in Flüssen und großen Bächen aufhalten. Sie sind wohl sechsmal so groß, als die gemeinen Frösche, und haben ihren Namen von ihrem Geschrey, welches dem Gebrülle eines Ochsen gleich kommt, nur noch viel durchdringender ist. Wenn daher auch nur wenige derselben beysammen sind, so können sie, besonders des Nachts, einen fast unausstehlichen Lärm verursachen.

VII.

Gebräuche der Indianer beym Begraben der Todten.

Sobald ein Indianer gestorben ist, wird die Leiche ganz neu gekleidet, das Gesicht und Hemde roth bemahlt, und auf eine Matte oder ein Fell mitten in seiner Hütte gelegt. Daneben werden die Waffen und alles, was der Verstorbene hinterlassen hat, auf einen Haufen zusammen gethan. Abends, nach Sonnenuntergang, und Morgens, ehe sie aufgeht, versammeln sich die weiblichen Verwandten um die Leiche, und beweinen den Verstorbenen. Ihr Häulen ist bald stärker, bald schwächer, je nachdem der Verstorbene mehr oder weniger geliebt, mehr oder weniger vornehm, oder die Art seines Todes mehr oder weniger traurig war. Dieß wiederhohlen sie täglich, bis er begraben ist.

Die Begräbnißplätze der Indianer sind von ihren Dörfern etwas abgelegen. Das Grab wird gemeiniglich von ältlichen Weibern gemacht; denn das junge Volk scheut diese Arbeit. Vor Zeiten gaben sie dem Verstorbenen seinen Tobaksbeutel mit Messer, Feuerzeug, Tobak und Pfeife, Bogen und Pfeile, oder Flinte, Pulver und Bley, Felle und Zeug zu Kleidern, Farbe, sich zu bemahlen, ein Säckchen mit Welschkorn

oder getrockneten Heidelbeeren, auch wohl seinen Kessel, sein Beil und andern Hausrath mehr mit ins Grab; in der Meinung, daß die Seelen der Vorstorbenen im Lande der Geister eben die Bedürfnisse und Beschäftigungen hätten, als in diesem Leben. Dieser Gebrauch aber ist unter den Irokesen und Delawaren fast ganz abgekommen.

Wird die Leiche in das Grab gesenkt, so erheben die Weiber ein schreckliches Geheule. Den Männern entfallen nur in der Stille und unbemerkt Thränen; denn laut zu weinen, halten sie für eine Schande. Einige Zeit hindurch geht des Verstorbenen Mutter, Großmutter, oder eine andere nahe Anverwandte Abends und Morgens zum Grabe und weint. Manchmal setzt sie auch etwas zu essen aufs Grab, damit der Verstorbene nicht Hunger leide.

VIII.

Kriege der Indianer.

Den Krieg lieben die Indianer ausserordentlich. Vorzeiten waren ihre Kriege weit häufiger, anhaltender und heftiger, als heutiges Tages. Ihre Waffen waren damals Bogen, Pfeile und Keulen. Diese waren aus dem härtesten Holze gemacht, nicht ganz

einen Arm lang, und am Ende mit einer runden Kolbe versehen, und sehr schwer. Zur Vertheidigung brauchten sie Schilde von hartem Büffelleder. Der Bogen und Pfeile und der Kriegskeulen bedienen sie sich noch. Letztere beschlagen sie jetzt an der Kolbe mit Nägeln und scharfen Eisenstücken. Auch der Flinten wissen sie sich jetzt, auf der Jagd und im Kriege, trefflich zu bedienen. Haben sie mit dem Feinde zu thun, so nehmen sie etliche Kugeln in den Mund, um schnell wieder laden zu können. Ausser der Flinte brauchen sie noch ein Beil und ein großes Messer.

Krieg anfangen, heißt bey den Indianern: das Beil aufheben. Sie werden von ihren Anführern durch Reden, die sie an die Krieger halten, zur Tapferkeit angefeuert. Begeistert durch solche Aufmunterungen, ergreifen sie wüthend die Waffen, stimmen ihr Kriegslied an, brennen vor Ungeduld, ihre Hände in dem Blute ihrer Feinde zu waschen, und handeln dann gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde, als wenn nur Eine Seele sie belebte.

Wollen sie ihren Feinden den Krieg erklären, so ist es bey einigen Indianischen Völkerschaften Sitte, daß sie ihnen eine rothbemahlte Axt zuschicken, welches für den Ueberbringer äusserst gefährlich ist, und

ihm nicht selten das Leben kostet. Bey den Irokesen und Delawaren ist so eine Kriegserklärung nicht gewöhnlich. Anstatt dessen, gehen einige Krieger aus, und erschlagen von der feindlichen Partey den ersten besten, und scalpiren ihn, das ist, sie ziehen ihm die Haut mit den Haaren vom Kopfe ab, hauen ein Beil in denselben, und lassen es stecken, oder legen eine hölzerne rothgemahlte Keule auf den Getödteten. Dadurch wird die andere Nation aufgefordert, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Eine der wichtigsten Vorbereitungen der Indianer zum Kriege ist die, daß jeder Kriegsmann sich mit rother und schwarzer Farbe bemahlt. Wer sich dabey das gräßlichste Ansehen geben kann, hält seinen Schmuck für den besten. Die Nacht vorher, ehe die Kriegsmänner ausziehen, wird eine große Mahlzeit gehalten. Dazu wird gewöhnlich ein Schwein geschlachtet, bisweilen auch ein Paar Hunde. Durch das Hundefleisch glauben sie noch beherzter zu werden. Man hat gesehen, daß auch viele Weiber der Kriegsmahlzeit mit beygewohnt, und von dem Hundefleisch recht mit Appetit gegessen haben. Will jemand seinen kriegerischen Muth dabey recht feyerlich erklären, so nimmt er ein Stück Fleisch, zeigt es den Anwesenden, und verzehrt es mit den

Worten: "So will ich meine Feinde fressen!" Nach dem Essen hält der Capitain mit seiner Mannschaft einen Kriegstanz, wobey sie sich heiser schreyen und ermüden. Insgemein tanzt da einer um den andern mit dem Schweinkopf in der Hand.

Sobald sie in das Land der Feinde eintreten, dürfen sie nicht mehr jagen, weil sie sich dadurch verrathen würden. Sie versehen sich deßhalb vorher mit Lebensmitteln auf etliche Tage; da sie aber oft viele Wochen im Gebüsche verborgen liegen, ehe sie ihren Feinden beykommen können, so leiden sie sehr von Hunger und Durst und anderm Ungemach.

Ihre erste Sorge ist jetzt, alles aufs genaueste auszukundschaften, ehe sie einen Angriff thun. Zu dem Ende machen sie gern nahe bey dem Orte, den sie überfallen wollen, Höhlen in die Erde, die sie mit Reisig, Rasen und dergleichen bedecken, und nur Kohlenfeuer darin unterhalten. Daraus beobachten sie alles, was aus dem feindlichen Orte aus- und eingeht, ohne entdeckt zu werden. — Zum Angriff einer ganzen Familie oder eines Dorfs, wählen sie am liebsten die Nacht, wenn ihre Feinde im tiefsten Schlafe sind. Den Tag über sind sie alsdann äusserst vorsichtig, und sprechen nicht einmal leise mit einander, sondern nur durch

Zeichen und Mienen, und kriechen auf Händen und Füßen, um nähere Kenntniß zu erhalten. Beym Einbruch der Nacht, die zum Ueberfall bestimmt ist, legen sie sich platt auf die Erde, und halten sich ganz stille, bis der Anführer ein Zeichen gibt. Alsdann nähern sie sich ihren Feinden kriechend, bis auf einen Flintenschuß. Auf ein abermahliges Zeichen, springen sie alle zugleich auf, geben Feuer, stürzen mit Aexten und Keulen über die Feinde her, tödten, scalpieren, und fangen, was sie von Menschen finden; stecken die Häuser in Brand und verweilen sich nicht mit Beute machen. Kaum haben sie ihren Zweck erreicht, so ergreifen sie die Flucht, und ruhen nicht eher, als bis sie in Sicherheit zu seyn glauben. Werden sie eingehohlt, so tödten sie ihre Gefangenen, scalpieren sie, und zerstreuen sich, um einzeln desto leichter ihr Land wieder zu erreichen. Dabey stehen sie gemeiniglich von Hunger und Mühseligkeiten sehr viel aus, und behelfen sich mit Baumrinde, wilden Kräutern und Wurzeln. Sie halten es für rühmlicher, dem Feinde durch List, als durch einen offenen Angriff zu schaden.

Wenn die Indianer den Sieg erhalten, so kennt ihre Grausamkeit keine Grenzen. Alle erlegten Feinde werden, wenn es nur möglich ist, scalpiert, in welchem Geschäfte

sie eine ausserordentliche Geschicklichkeit besitzen. Man hat oft die Erfahrung gemacht, daß ein scalpierter Mensch beym Leben blieb. Die abgezogene Kopfhaut mahlen die Indianer gewöhnlich roth, stecken sie als ein Siegeszeichen auf eine rothe Stange, und machen damit den Ihrigen immer eine große Freude.

Ihre Gefangenen nehmen sie gern lebendig mit sich, aber gebunden, bis sie vor dem nachsetzenden Feinde sicher sind. Des Nachts werden sie auf der Erde liegend mit den Armen, Beinen und dem Halse an feste Pfähle gebunden. Gleichwohl entkommen sie zuweilen. Fangen sie weiße Leute, so werden ihnen gleich die Köpfe nach Indianischer Weise geschoren, und sammt dem Gesichte roth gemahlt, daß man sie von den Indianern kaum unterscheiden kann. Ein Gefangener, über den zwey Krieger streiten, weß er seyn soll, wird erschlagen, um dem Streit ein schleuniges Ende zu machen.

Kommen die Gefangenen in einem Dorfe an, so rufen die Kriegsleute ein Todtengeschrey aus. Auf dieses Zeichen eilen Männer, Weiber und Kinder den Ankommenden entgegen, und stellen sich in zwey Reihen. In diese treten nun die Krieger mit ihren Gefangenen, und nöthigen diese, zum Vergnügen der Zuschauer, zu tanzen. Darauf

wird ihnen im Dorfe ein Haus angewiesen, in welches sie sich begeben sollen. Sobald sie aber anfangen zu gehen, so schlagen alle Einwohner des Dorfs, die in den zwey Reihen stehen, mit Ruthen, Prügeln, Beilen und Fäusten erboßt auf sie zu. Kommen sie aber, wiewohl allemal blutig und verwundet, nun ins Haus, so sind sie vollkommen sicher. Nun nehmen die Krieger sich ihrer Gefangenen wieder an, waschen ihre Wunden, verbinden sie, und sobald ihnen Essen ins Haus gebracht wird, geben sie den Gefangenen zuerst davon; aber nicht aus Mitleiden, sondern um sie bey gutem Aussehen zu erhalten, daß sie dem Triumphe Ehre machen, in welchem sie durch alle Dörfer bis in ihre Heimath geführt werden.

Manche Gefangene werden begnadigt und dann gut behandelt, diejenigen aber, die zum Tode verdammt werden, haben über kurz oder lang insgemein eine martervolle Hinrichtung zu erwarten. Der Verurtheilte wird nackend und bisweilen schwarz bemahlt, mit Rabenfedern auf dem Kopfe, vor einem brennenden Scheiterhaufen an einen Pfahl gebunden. Dann reißt ihm einer die Nägel von den Fingern; ein andrer beißt ihm einen Finger ab, und steckt ihn in seine Pfeife, die er wohl gar dem Verurtheilten zum Rauchen anbiethet. Andere quetschen seine

Finger und Zehen zwischen Steinen, oder versengen ihn mit glühendem Eisen oder Feuerbränden; andere zerfleischen ihn mit Messern, und schneiden Riemen aus seinem Leibe, und reiben Salz in die rohen Stellen. Um die Marter des Unglücklichen zu vollenden, wird sie oft unterbrochen, so daß sie bisweilen drey bis vier Tage währt. Bisweilen muß er, so zerfleischt und halb verbrannt er sonst ist, an einem kurzen Stricke um den Pfahl herumlaufen. Gibt er durch Schreyen seinen Schmerz zu erkennen, so wird er von seinen Peinigern verachtet und verspottet; bleibt er aber standhaft, so rühmen sie ihn als einen braven Mann. Sehen sie endlich, daß wenig Gefühl mehr in ihm ist, so schlagen sie ihn vollends todt, und verbrennen den zerfetzten Körper.

Diese unmenschliche Art, mit den verurtheilten Gefangenen zu verfahren, ist besonders bey den Irokesen und Schawanosen sehr gemein, und auch in neuern Zeiten haben sie gar viele schauervolle Beyspiele davon gegeben. Gewöhnlich halten die Indianischen Kriegsleute einen solchen langsamen und martervollen Tod mit unbegreiflicher Standhaftigkeit aus, und singen dabey noch stolz ihre Heldenthaten umständlich ab. Dadurch sucht mancher zugleich seine Peiniger

aufzubringen, die dann zuweilen aus Wuth seinen Tod beschleunigen

Schließen die Indianer Frieden: so schickt die Parten der andern Gesandten, und diese tragen eine Pfeife vor sich her, die sie die Friedenspfeife nennen, und die bey den Indianern das ist, was bey den Europäern die weiße Fahne. Sie wird von ihnen in großen Ehren gehalten; hat gewöhnlich einen Kopf von rothem Marmor, der mit weißem Thon oder Kreide überzogen wird, 6 bis 8 Zoll weit und 3 Zoll hoch ist. Die Röhre ist von hartem Holze, schwarz, ungefähr 4 Fuß lang und mit einem schönen Bande eingewickelt, welches mit weißen Korallen durchwirkt ist. Manchmal ist sie auch mit Stachelschweinkielen und mit grünen, gelben und weißen Federn geziert.

Nahe bey dem Dorfe oder Lager der Gegenparten fangen die Gesandten ihre Gesänge und Tänze an, und werden darauf in die Wohnung des Hauptanführers eingeladen, wo sie den Frieden unterhandeln. Der Präsident der Versammlung läßt dann die Friedenspfeife anzünden, sie gegen den Himmel und die Erde drehen, und thut darauf einige Züge daraus. Nachher geht die Pfeife bey den Abgesandten und allen Mitgliedern der Versammlung herum; jeder hält sie sehr behutsam und thut einige Züge

daraus. Hierauf finden noch einige andere Zeremonien Statt, man bespricht sich über den Frieden, und wird er geschlossen, so gehen wieder einige Feyerlichkeiten vor sich.

Erneuert man einen Freundschaftsbund: so wird viel getanzt und die Feyerlichkeiten, die damit verbunden sind, dauern gewöhnlich etliche Tage. Bey dem Schlusse bedienen sich die Indianer insgemein des Ausdrucks, daß die Freundschaft dauern soll, so lange Sonne und Mond scheinen und auf und nieder gehen, so lange die Sterne am Himmel stehen, und die Flüsse mit Wasser fließen.

IX.

Einiges über die Karaiben in Westindien.

Die Karaiben sind größtentheils hübsch gebildet und groß; haben langes schwarzes Haar, auf welches sie sehr eitel sind, einen etwas kleinern Mund als die Europäer und Zähne so weiß, wie Elfenbein. Die meisten erreichen ein hohes Alter. Wer sie beleidigt, hat besonders ihre vergifteten Kriegspfeile zu fürchten, mit welchen sie ihm auflauern.

Diese Kriegspfeile sind länger und stärker als die Jagdpfeile, mit denen sie Fische und Vögel schießen. Bleiben sie im Fleische stecken, so kann man sie, wegen der Zacken, die an denselben angebracht sind, nicht leicht wieder herausziehen, ohne viel Fleisch mitzureißen. Das Gift, womit sie diese Pfeile bestreichen, erhalten sie von dem sogenannten Manzenilienbaum, welcher wilde Aepfel trägt und einen giftigen Saft hat. Schon viele Europäer haben aus Unwissenheit solche Aepfel gegessen, und sind darauf eines elenden Todes gestorben.

Die Karaiben wohnen dicht am Seeufer, entweder in Hütten oder unter ihren umgestürzten Kähnen. Die Erde bauen sie nachläßig, und da sie gute Jäger, Vogel- und Fischfänger sind, so leiden sie fast nie Mangel am Fleische. — Sie haben vortreffliche Hunde, die sie gleich ihren Kindern lieben, und wenn einer derselben etwa von einem wilden Schweine gehauen wird, tragen sie ihn auf ihren Schultern nach Hause. Hier stehen sie nachdenkend um den armen Hund herum, und jeder sucht ihm zu helfen.

Von der Lebensart nur Folgendes. Sie legen sich bald nieder, sobald aber der Hahn schreyt, stehen sie auch schon wieder auf. Sie gehen fast alle nackend. Ringe an Händen und Füßen, Ohrringe von schönen

Muscheln oder kleinen Krokodillzähnen und dergleichen Zierathen lieben sie sehr. Auch mahlen sie sich das Gesicht, jedoch nur an feyerlichen Tagen und lange nicht so bunt und lächerlich, als einige benachbarte Wilden, welche diese Mahlerey bis zum Abscheulichen treiben, hauptsächlich die alten Weiber, die noch überdieß Muscheln und Zähne in die Backen und Nasenlöcher stecken.

So wie der Tag anbricht, nehmen die Männer ihre Flinte, wenn sie eine haben, oder ihren Bogen und Pfeile, und gehen auf die Jagd. Unterdessen gehen die Weiber um die Hütten herum, und besorgen einige Geschäfte, die Kinder aber, Knaben und Mädchen, gehen fischen. Gegen acht oder neun Uhr kommen Aeltern und Kinder nach der Hütte zurück, und bringen überflüssige Lebensmittel für den ganzen Tag. Die Männer bringen wilde Schweine, Panzerthiere, wilde Tauben, Turteltauben, Papageyen und eine Menge anderes Geflügel, und die Kinder Fische. Alles wird auf einen Haufen in der Hütte zusammen geworfen, und würde öfters für eine ganze Woche hinreichen, wenn sie nicht so viele Hunde hätten, mit denen sie diesen Vorrath theilen.

Jetzt fängt alles an zu arbeiten, um die Gerichte zu bereiten. Diese werden so gesalzen und gepfeffert, daß ein Europäer sie

nicht genießen kann, weil sie in dem Munde so wie Feuer brennen. — Nach Tische ruhen die Männer entweder aus, oder spielen auf einem blasenden Instrumente, welches aus Rohr verfertigt wird. Die Weiber setzen sich an das Ufer der Bäche, bringen ihre Haare in Ordnung, schmieren sie ein, oder zieren die Pfeile ihrer Männer und Verwandten mit kleinen Stroharbeiten, wobey sie bisweilen Lieder in einem ernsthaften und gemäßigten Tone absingen.

Sobald jemand aus der Familie stirbt, verläßt alles die Hütte, und der Todte wird in der Mitte begraben. Von nun an werden die Früchte und andere Producte, die um die Hütte herum wachsen, von niemand mehr berührt, so daß die Insel mit Hügeln und verlassenen Hütten gleichsam besäet ist.

Die Insel Tabago, auf welcher viele Karaiben wohnen, ist mit sehr dicken und großen Schlangen angefüllt, deren eine zuweilen zwölf bis vierzehn Fuß in der Länge haben soll. Sie sind aber nicht giftig, und werden Hundsköpfe genannt, weil sie einen breiten hundähnlichen Kopf haben. Ein gewisser Kapitain Aubin erzählt folgende Geschichte, die er selbst mit ansah. Ein Karaibe schoß nach einer Schar Vögel, die sich im Walde auf einem Baum gesetzt hatten. Er gieng hin nach dem Baume,

um die Gefallenen aufzuheben, hier aber lag unter den Blättern und Zweigen eine ungeheure Schlange verborgen, welche eben einen von den Vögeln verzehrte.

Das Thier, welches hiedurch gestört wurde, fuhr wüthend auf den Karaiben los, bevor er es sah, und faßte ihn bey dem Schenkel fest, so, daß der eine Kinnbacken auf der innern, der andere auf der äußern Seite in das Fleisch einbiß. Der Karaibe faßte sich sogleich, und bewegte den Schenkel nicht von der Stelle, aus Furcht, daß das Thier durch den Widerstand noch wüthender werden, und ihm den Schenkel zermalmen möchte. Unterdessen aber lud er eine große Kugel ganz geschickt in seine Flinte, und war so glücklich, der Schlange den Kopf damit zu zerschmettern. Hiedurch wurde er frey, und schleppte sich unter unsäglichen Schmerzen nach seiner Hütte, wo ihm das Weib seine Wunden mit einem gewissen Balsam verband, den sie aus Kräutern bereiten, und binnen acht Tagen war er vollkommen wieder hergestellt. Andere Karaiben eilten sogleich mit einem großen Pfahl nach der Stelle, wo die Schlange lag, stießen ihr denselben durch die Augen, und schleppten sie solcher Gestalt nach der Hütte. Hier wurde das Fett, welches sehr gut brennt, herausgenommen. Man schmelzt

es, gießt es nachher in Muscheln, und macht mit Hülfe eines Dochtes von Baumwolle eine sehr hellbrennende Lampe.

Man könnte die Karaiben beynahe zu den Amphibien rechnen; denn sie bringen einen großen Theil ihres Lebens in der See zu. Sie lieben vorzüglich die Muscheln und Schalfische, und um recht große zu erhalten, wagen sie sich zuweilen sechs bis sieben Klaftern tief unter das Wasser auf den Grund. Sie fürchten sich nicht, wenn auch die See noch so stürmisch ist, und tauchen unter, so oft es ihnen gefällt. Zu der Geschicklichkeit im Schwimmen, Tauchen, und mit den Wellen zu kämpfen, werden sie sehr frühzeitig angeführt.

VII.

Begebenheiten der Madame Noyer, welche im Jahre 1766. zwischen den Luccaischen Inseln in einem kleinen Fahrzeuge dem Wind und den Wellen überlassen wurde.

Begebenheiten der Madame de Noyer, welche im Jahre 1766. zwischen den Luccaischen Inseln in einem kleinen Fahrzeuge dem Wind und den Wellen überlassen wurde.

Das Cap Francois liegt in Westindien. An diesem Orte lebte vor ungefähr vierzig Jahren ein sehr angesehener Pflanzer, Herr de Noyer. Dieser faßte den Entschluß, in der Bay von St. Domingo, zu Samana eine neue Pflanzung anzulegen. Er theilte seiner Gemahlinn, die Europäischen Ursprungs, aber in Amerika geboren war, sein Vorhaben mit, die es billigte und mit ihm nach Samana zu reisen beschloß.

Sie kamen glücklich an Ort und Stelle an. Schon war seit ihrer Ankunft in dieser Gegend ein Jahr verflossen, als Madame de Noyer ihren Mann bath, wieder nach Cap Francois zurückzukehren, weil ihr die Luft dort zuträglicher wäre. Er liebte sie zu sehr, als daß er ihr diese Bitte abgeschlagen hätte. Sie schifften sich auf einem

kleinen Fahrzeuge, das ihnen gehörte, ein, und nahmen ein Kind von sieben Jahren, und ein anderes, das noch an der Brust lag, nebst einer Negerinn, Namens Katharine, mit.

Während sie das Fahrzeug zurechte machten, um dann darauf abzusegeln, ereignete sich nicht weit davon ein Unglück. Es näherte sich nehmlich ein Englisches Schiff der Küste und scheiterte. Glücklicher Weise wurde die Mannschaft gerettet. Damals lag gerade zu Samana noch ein anderes Französisches Fahrzeug segelfertig, und die acht gescheiterten Engelländer bathen den Kapitain desselben, Herrn le Verrier, sie an Bord zu nehmen, und sie nach Cap Francois oder Monte Christo zu bringen. Gern hätte er ihre Bitte erfüllt, allein er hatte schon zu viel Mannschaft an Bord. Indeß nahm er doch sechs von ihnen auf und bath Herrn de Noyer, die übrigen zwey, wovon der eine Kapitain John, der andere Young hieß, in sein Fahrzeug zu nehmen. Herr de Noyer war ein menschenfreundlicher Mann. Er nahm die zwey Engelländer nicht nur mit der größten Bereitwilligkeit auf, sondern gab ihnen auch Wäsche und Kleider, und benahm sich gegen sie sehr gefällig. Dafür versprachen sie ihm auf dem Wege alle mögliche Hülfe zu leisten.

Herr de Royer ging im Herbste 1766. unter Segel, und nahm noch zwey Französische Matrosen, die er gemiethet hatte, an Bord. Sie fuhren beständig an der Küste hin, und kamen endlich bey der Pflanzung eines Spaniers, Manuel Borgne, an. Hier bathen die beyden Franzosen sie ans Land zu setzen. Sie stellten Herrn de Royer vor, daß sie ihm überflüssig wären, indem die beyden Engelländer erfahrene Seeleute wären, die ihm den ganzen Dienst verrichten könnten. Herr de Royer ließ sich bereden, setzte sie ans Land, und machte sich dadurch unglücklich.

Den andern Morgen gegen zehn Uhr ging er mit den beyden Engländern unter Segel, und ankerte denselben Abend zu Grigri an der nördlichen Küste von St. Domingo. Sie hielten ihr Abendessen auf dem Lande, ohnweit einer Spanischen Pflanzung, wo die Seefahrer gewöhnlich Erfrischungen einnehmen. Nach Tische bestreuten sie den obern Theil der Kajüte mit Palmblättern, zogen ein Segel darüber, und legten eine Matratze darauf, welche der Madame de Royer, den beyden Kindern und der Negerinn zum Lager dienen sollte. Herr de Royer legte sich auf eine andere Matratze zu den Füßen seiner Gemahlinn, und die

Engelländer lagen im Vordertheile des Fahrzeugs.

Sie schliefen ungestört bis gegen Mitternacht, wo das kleine Kind zu schreyen anfing. Herr de Royer zog etwas Milch von einer Ziege, die sie mitgenommen hatten, und legte sich dann wieder zur Ruhe. Gegen vier Uhr des Morgens wurde seine Gemahlinn durch einen starken dumpfen Schlag aufgeweckt, und es schien ihr, als wenn man mit einer Axt auf das Bett ihres Gemahls einschlüge; zugleich hörte sie ihn tief seufzen.

Erschrocken und zitternd weckte sie die Negerinn auf, und schrie: "Ach, Gott! Katharine, man ermordet meinen Gemahl." In diesem Augenblick hob sie das Segel auf, um zu sehen, was vorging; aber der Engländer John trat wüthend vor ihr Bett, und drohete ihr mit aufgehobener Axt, sie gleichfalls zu ermorden, wenn sie das Segel nicht hinunter ließe, und im geringsten wagen würde, aufzustehen. Hierauf versezte er Herrn de Royer noch einige Hiebe, und nachdem er todt war, setzte sich Young an das Steuerruder, und John zog das Segel auf, um den Weg nach Neujork zu nehmen.

Mit Anbruch des Tages war das Fahrzeug zwey Meilen vom Land entfernt, und

Madame de Noyer hatte vor Entsetzen kaum so viel Kraft, ihr Bett zu verlassen. Aber welcher Anblick, als sie hereintrat! Sie sah die Matratze mit dem blutigen Leichnam ihres Gemahls, den man über Bord geworfen hatte, über dem Wasser schwimmen. Jetzt trat der unmenschliche John mit bitterm Hohnlächeln zu ihr, und sagte: "Beruhigen Sie sich, Madame! Ihr Gemahl ist zur See, und liegt in tiefem Schlaf begraben." — Einen Augenblick nachher kehrte er mit einem Dolch in der Hand zu ihr zurück, und forderte von ihr das Gewehr ihres Mannes, nebst den Schlüsseln zu den Kasten und Koffern.

Sie gab sie hin, und nachdem der Unmensch überall nachgesucht, und kein Geld gefunden hatte, brachte er sie wieder zurück. Die arme Wittwe brach jetzt in einen Strom von Thränen aus, und frug ihn, warum er ihren Gemahl ermordet hätte? "Um sein Fahrzeug zu erhalten, und nach Neujork zu bringen," war die Antwort. Doch schien er jetzt von ihren Thränen gerührt zu werden, und both ihr Thee, Chokolate und Erfrischungen an. Da sie nichts annehmen wollte, so sagte er, sie möchte sich nur beruhigen, er wäre nicht Willens, ihr schlimm zu begegnen, und wollte sie vielmehr auf Französischem Gebiethe nebst ihrem ganzen

Gepäcke ans Land setzen. Den ganzen Tag über ließ er sie frey und ungehindert ihrem Schmerz nachhängen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie diese unglückliche Frau diese Nacht zubrachte. Das Bild ihres Gemahls, der von den Verräthern, die er mit Wolthaten überhäuft hatte, war ermordet worden, stand immer vor ihrer Seele. Ihre wilde Grausamkeit, ihre unmenschliche Boßheit ließ sie immer noch etwas Schlimmeres befürchten, und das Herz wollte ihr brechen, wenn sie einen Blick auf ihre Kinder warf.

Während sie ihren niederschlagenden Gedanken nachhing, hörte sie die Mörder ihres Mannes manche Anschläge gegen sie fassen, vor denen sie sich entsetzte. Indeß die Nacht vergieng ohne weiteres Unglück. Mit der Morgenröthe gingen sie wieder unter Segel in die offene See. Madame de Noyer frug, ob sie Willens wären sie nach Neujork zu führen? Sie erwiederten, daß, wenn sie nach Cap Francois wollte, einer von ihnen sie nebst ihren Kindern und der Negerinn in dem Kahne, der am Bord war, dahin führen wollte.

Madame de Noyer schwebte wegen ihres Schicksals in der fürchterlichsten Ungewißheit, sie sah die Mörder vor sich, die noch von dem Blute ihres Gemahls trieften, und

sie fühlte sich daher geneigt, in den Vorschlag, der ihr eben gethan worden, zu willigen, ungeachtet der Kahn sehr klein, und aus einem einzigen hohlen Baum verfertigt war.

Nachdem sie eingewilligt hatte, befahl ihr John, ihre Wäsche zusammen zu packen, das übrige Gepäcke aber im Fahrzeuge zu lassen, weil sie es nicht mit in den kleinen Kahn nehmen könnte. Er selbst warf einen schlechten Strohsack, vier Packete Zwieback, einen Krug mit etwa vier Maß süßem Wasser, sechs Eyer, etwas weniges gesalzenes Schweinfleisch und einen Siedkessel hinein. Nachdem er die Negerinn nebst den beyden Kindern hineingebracht hatte, untersuchte er die Taschen der Mad. de Noyer, und fand die Halsschnalle nebst den silbernen Schuhschnallen ihres Mannes darinn, die er ihr, nebst der Wäsche, die sie zusammengepackt hatte, wegnahm.

Als Mad. de Noyer endlich mit der Negerinn und ihren Kindern in dem kleinen Kahne war, erwartete sie mit Ungedult den versprochenen Führer, als mit einemmale Young das Tau des Kahnes entzwey hieb. Er faßte dann das Steuerruder an; John richtete das Segel, und so entfern-

ten sich die Bösewichter aus den Augen der Unglücklichen, und überließen sie dem Wind und den Wellen.

Madame de Royer sah sich auf diese Weise gänzlich verlassen. Ringsherum war keine Küste zu erblicken. Sie hob die Hände gegen die Mörder ihres Mannes auf, und beschwor sie, sich ihrer beyden Kinder zu erbarmen. Ihr Schreyen wurde nicht mehr gehört; sie suchte es durch Zeichen und bittende Winke zu ersetzen, aber alles war umsonst; die Mörder winkten ihr mit der Hand sich in ihr Schicksal zu finden — und verschwanden aus ihren Augen.

Bestürzung, ein unbeschreiblicher Schmerz und Schrecken vor der Zukunft zogen der unglücklichen Frau eine Ohnmacht zu. Die treue Sclavin versuchte alle Mittel, sie wieder zu sich zu bringen; es gelang ihr; ihre Gebieterin erhohlte sich. Aber, welch ein trauriger Anblick! Sie sah nur den Abgrund unter ihren Füßen; sie sah ihre geliebten Kinder und beweinte das Ende derselben, denn sie glaubte, daß sie alle eine Beute der Seeungeheuer werden würden. Mit Herzlichkeit drückte sie die Kleinen an ihre Brust, benetzte sie mit ihren Thränen, und glaubte bey jedem Blick sie zum letztenmale zu sehen.

Mit gefalteten Händen hob sie dasjenige, das noch an ihrer Brust lag, gen Himmel empor, und empfahl es dem göttlichen Schutze, unterdeß der Kahn unter der Leitung der Negerinn auf der Oberfläche der Wellen daher schwamm.

Unterdessen brach die Nacht ein, und die Gefahr stieg mit jeder Minute. Der Wind wurde stürmisch, die Wellen tobten, drängten sich um den kleinen Kahn; eine derselben stürzte über ihn her, nahm den Zwieback mit fort, stürzte den Wasserkrug um, und ließ sie in der fürchterlichsten Erwartung, daß eine noch stärkere nachfolgen, und sie in den Abgrund versenken würde. Die Negerinn steuerte indessen noch glücklich genug, um dieses Unglück zu vermeiden; aber die Schrecken dieser fürchterlichlangen Nacht übertrafen jede Beschreibung.

Der erwünschte Tag brach endlich an, und mit ihm wurde der Himmel auch sanfter. Dieß war aber auch der einzige Trost für die Unglücklichen. Denn noch immer sahen sie ringsherum nichts als Wasser und Himmel, und wußten nicht, wohin sie kommen würden.

So kämpften sie sieben Tage und sieben Nächte mit den Wellen, allem Ungemach der

rauhen Witterung ausgesetzt, ohne Wasser, ohne andere Lebensmittel als etwas gesalzenes Fleisch. Die arme Wittwe verlor zusehends ihre Kräfte, und wäre ihrem Schmerz beynahe untergelegen, wenn sie nicht noch das Bild ihrer unglücklichen Kinder aufrecht erhalten hätte. Sie wollte ihnen endlich noch den letzten Beweis ihrer Zärtlichkeit geben, und sich eine Ader öffnen, um das Leben des Säuglings einige Zeit noch zu erhalten, als die Negerinn plötzlich ein Fahrzeug in der Ferne erblickte. Diese Nachricht belebte ihren Muth aufs neue; beyde fingen an laut zu schreyen, und durch Zeichen ihre Noth zu erkennen zu geben. Bald nachher erwiederte man ihre Signale, und kam ihnen zu Hülfe.

Noch war eine Gefahr zu überstehen Die Wellen schlugen heftig gegen das Schiff, und drohten dem Kahne den Untergang, wenn sie sich näherten. Endlich aber kamen sie vermittelst der guten Anstalten des Kapitains glücklich an Bord des Schiffes, wo sie mit lautem Dank gegen die göttliche Vorsehung von der Mannschaft empfangen wurde.

Das Schiff kam glücklich auf der Rhede von Neu-Orleans (in Nord-Amerika) an, wohin es bestimmt war. Hier fand Mad. Noyer einen nahen Verwandten, der sie brü-

derlich aufnahm. Auch wurde sie von vielen andern Menschenfreunden unterstützt. Sie ließ durch eine gerichtliche Person ihre Unglücksgeschichte aufsetzen, und beschrieb die Mörder ihres Mannes genau; man konnte ihrer aber nirgends habhaft werden. Ihrer Sclavinn wollte sie die Freyheit schenken; aber diese wollte sich von ihrer Gebieterinn nicht trennen.

Ende des zweyten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

In der Verlagshandlung dieß ist noch von dem nehmlichen Verfasser zu haben:

Taschenbuch für die deutsche Jugend zur Unterhaltung, Belehrung und Veredlung herausgegeben von J. Glatz. 16. mit dem Prospect von Schnepfenthal, 6 historischen Kupfern, gestochenem Tittel und Umschlag, gebunden mit Schuber. 1 Rthlr. 8 ggr.

Es enthält: Julie von Salzmann; Die Schlange; Der Wolf und der Hund; Die Fabeln vom Veilchen, vom Tiger und vom Elephanten von Gleim; Die Indianerinn; An zwey Freunde als der Frühling erschien; An einem stillen Abend; Maria, das unglückliche Mädchen; An Salzmanns Geburtstag; Die Feyer des 19. Jahrhunderts in Schnepfenthal; Ausserordentliche kindliche Liebe; Erinnerung an eine Reise nach der Ostsee von Glatz; Eduards Reisen von Lossius; Empfindungen; An einen Storch von Overbeck; Die Biene und die Maus; Die Spinne und die Fliege; Die große Rübe; Der Affe und der Stier von Weiße; Der ehrliche Knabe von Starke; Gott; der Irwisch von Pfeffel; Ueber das Fortschreiten der Menschheit von GutsMuths; Das physikalische Familienfest von Blasche. Ferner nachstehende sehr intressante Erziehungsschriften:

Rehms, H. F. Regeln der Vorsicht zur Belehrung der Kinder über Erzeugung und Warnung vor Sünden der Wollust. 8. Fürth, 1802. 14 ggr.

Schmidtmüllers Taschenbuch für die physische Erziehung der Kinder 1s Bändchen. Die Säuglinge. 16. mit Kupfern, gestochenem Titel und Vignet, geb. mit Schuber, Schrpr. 22ggr. Drpr. 16ggr.

Inhalt: Vom Einfluße des Gesundheitszustandes der Eltern auf den der Kinder — Von der allmähligen Entwickelung des Kindes in den verschiedenen Zeiten der Schwangerschafft. — Von der Sorge für die Reinlichkeit der Kinder in den ersten Lebensmonaten. — Vom Baden — Vom lauen Bade. — Vom kalten Bade. — Vom kalten Waschen — Vom Genusse der freyen Luft. — Vom Wikeln und der ersten Bekleidung der Kinder. — Von der Bewegung und Ruhe. — Vom Essen und Trinken — Von den Ausführungen. — Von den Säugammen. — Von der Sorge für die Brüste der Säugenden. — Von einigen Krankheiten der Säuglinge.

Das 2te Bändchen, der Kinder vom ersten bis ins siebente Jahr: mit gestochenem Titel, Vignet und sehr schönem Kupfer, gebund. mit Schuber. 22 ggr.

Inhalt: Unterschied zwischen Kindlein und Kind. — Unterschied, den das Geschlecht in der Behandlung der jüngern und ältern Kinder fordert. — Vom GeschäftigkeitsTriebe. — Von der GeistesBeschäftigung der Kinder. — Von der Gesellschafftlichkeit und den Spielen der Kleinen — Kleidung und Wohnung der jüngern und ältern Kinder. — Von der Reinlichkeit, dem Waschen und Baden. — Von den Nahrungsmitteln. — Von der Behandlung schwächlicher Kinder. — Nothwendige physische Eigenschafften des Erziehers, der Erzieherinn. — Kurzer Nachtrag über die physische Erziehung älterer Kinder. —

99

Buchbinderei
H. Pantele
85376 Massenhausen
Tel.: 08165/80121

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob, 1776-1831

Merckwürdige Reissen in fremde Welttheile

Bd.: 2. (1803). - 237 S. : 2 Ill.

Fürth 1803

44.925-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10703699-4